Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 31 — Marburg i. H., den 3. August — 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Antinomien der Liebe: 1. Gottesliebe und Nächstenliebe — Christliche Zufriedenheit und Emporkommen des Arbeiterstandes — Politik und Moral. Ein Wort zur Erwiderung — Eine Windthorstbiographie — Ein Volksbuch über Palästina — Stimmen der Väter: Kant — Verschiedenes: Die griechischen Kultusaltertümer (Stengel); Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral (Biedermann); Les Idées morales du temps présent (Rod); Hefte der Freien Kirchlich-sozialen Konferenz; Die Verhandlungen des zehnten Evangelisch-sozialen Kongresses; Flugschriften zur Los von Rom-Bewegung; Zu unserm Inserat, das Blatt „Los von Rom" betreffend — Anzeigen: Aufruf für die Missionsgesellschaft Berlin I

Antinomien der Liebe

1. Gottesliebe und Nächstenliebe

Matth. 22, 37—40

Gottesliebe — kennst du sie, die verzehrende Sehnsucht nach dem Einen, der mächtig und heilig die bunte, verwirrende Vielheit der sinnenfälligen Welt zusammenhält, das starke, süße Heimweh nach der Ewigkeit, wo müde geworden im Wirbel und Wechsel der Zeiten die Seele ihre Ruhestatt finde, im Dunkel von Schuld und Not ein brennendes Dürsten nach dem reinen Licht der Wahrheit und Gerechtigkeit, in dem die Rätsel und Schrecken des Menschenlebens sich auflösen zu befreiender Harmonie? Gottesliebe — in der dämmernden Einsamkeit des sinkenden Abends schlägt sie das große, klare Auge auf, wenn Stern auf Stern emportaucht aus den Tiefen des Himmels und die Grenzen der Welt sich verlieren in leuchtenden Fernen. Still erschauernd wandelt sie am unendlichen Meer, wenn die schwellenden und sinkenden Wogen leise singen von dem Kommen und Gehen der Menschengeschlechter. Hoch über dem Getriebe des Tages, wo in einsamer Majestät aus klarem Blau ewige Berge mit schneeiger Stirn herniederschauen auf selten begangne Wanderpfade, sinnt sie dem Willen der Allmacht nach, durch den die Festen der Erde gegründet sind, unbeweglich dem flüchtigen Schritt der Jahrtausende. Sie nährt sich von den Erinnerungen an eine große heilige Vorzeit, wie sie mit der weihevollen Ruhe ernster Feiertage heraufsteigen, einer Zeit, die das Walten ewiger Liebe und Gerechtigkeit in den Geschicken der Menschheit an lichten Bildern offenbar werden läßt. An stillen Gräbern träumt sie von einer Zukunft, die das Leben, das die wechselnde Zeit gebar, in hellerer Schönheit hervorgehen läßt aus dem Schoße der Ewigkeit. In der Weltflucht lebt und gedeiht die Liebe zu Gott. Denn ob auch sein Wille nimmer ruhend das Weltall allmächtig trägt und lenkt, sein Herz schlägt nicht im Herzen der Natur. Ob auch Sonnen und Sternenheere in seinem göttlichen Ich den Schwerpunkt finden, um den sie kreisen in rastlosem Wirbel, sein Leben geht nicht auf im Leben der Welt. Weit hinter uns, tief unter uns der Weltlauf mit seinem Gewirr heiliger und gemeiner Gewalten, die Seele Ehrfurcht und Empfänglichkeit für das, was über uns ist, und das ganze Leben ein Gebet — darin wird das Gebot erfüllt: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt.

* * *

Ein heißer Kampf widerstrebender Kräfte und Interessen, ein rücksichtsloses Ringen um einen sichern Platz auf der wohlgegründeten Erde — das ist das menschliche Leben. Die Energie der Selbstsucht und der gesunde Sinn für die Natur mit ihren Gewalten und Gesetzen haben sich verbunden, um die Kultur zu ihrer Höhe emporzutreiben. Männer mit scharfem Auge für die sinnenfällige Wirklichkeit, die nicht fragten, was hinter der Welt liegen möchte, haben in saurer Arbeit die Wege gebahnt zur Beherrschung der Natur. Was sie erkannt haben, hat die Selbstsucht ausgebeutet. Der Hunger nach Gold hat jenen wilden Wettbewerb entfesselt, durch den die wagende Kühnheit, die zielsichere Klarheit des Unternehmungsgeistes immer höher gesteigert ist, und im Ringen der Nationen um Macht und Reichtum dringen die Errungenschaften der Kultur rasch bis an die Enden der Erde. Mag auch namenloses Elend dem glänzenden Entwicklungsgange folgen wie ein finstrer Schatten — was wäre die Menschheit ohne diesen Kampf, den Weltsinn und Selbstsucht führen mit nie zu brechender Energie! Der breite, starke Strom ihres Lebens müßte sich in trägen Sandmassen verlieren. Nein, der Kampf ist Leben und Fortschritt und Freiheit, und mitten hinein in diesen Kampf treibt den Christen das Gebot: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Wo wir in der Welt unsern Platz haben — wir stehen unter kämpfenden Menschen. Wer an deiner Seite siegt oder fällt, das bist du selbst. Was du dir selbst Gutes wünschst und thust, das sollst du ihm wünschen und thun. Da gilt es tief hineinzutauchen in den Strom des menschlichen Lebens, daß nichts Menschliches uns fremd bleibe. Nächstenliebe muß die Kunst verstehen, mit des Nächsten Auge zu sehen und mit des Nächsten Herzen zu fühlen, das „Du" zum „Ich" zu machen und an ihm zu handeln wie an dem wahren Selbst. Wer im Kampf seiner Stärke sich freut, er schaue unsre Liebe in der Gerechtigkeit, die seinen Wert anerkennt und den Erfolg seiner Arbeit ihm nicht mißgönnt. Wer erschöpft von vergeblichem Ringen am Boden liegt, unsre Liebe reiche ihm den Trunk des Erbarmens. Wer mit uns kämpft und für uns arbeitet, dem soll sie leuchten mit dem Sonnenblick der Freundlichkeit, und in den Herzen, die unter den Wirrsalen des Kampfes und durch die Schwachheit eignen Wollens krank geworden sind an der Sünde, wird sie die Sehnsucht erkennen, frei zu werden und gut, und das Vertrauen wecken, das sich aufrichtet an einer sittlich reifen Persönlichkeit. Sich selbst wiederfinden in den Siegenden wie in den Besiegten, in den Redlichen wie den Schuldigen, in den Beglückten und in den Elenden, in den Mächtigen und den Geringen und an Allen thun, was sie uns thun sollen, das ist Nächstenliebe.

* * *

Zwischen der weltabgezogenen Gottesliebe und der weltaufgeschlossenen Nächstenliebe, welch klaffender Gegensatz! Unter welch einer Spannung steht die Seele, die Beides in sich zu vereinigen sucht! Aber gerade durch dieses Hin- und Herfluten zwischen Gott und dem Nächsten bleibt unsre Liebe jung und stark. Die ihr ganzes Wesen durchdringen wollten mit der heiligen Glut der Liebe zu dem gewaltigen, majestätischen Gott, der Eins und Alles ist und außer ihm ist Nichts, sie haben sich selbst verloren in der Ewigkeit göttlichen Lebens. Das Ziel ihrer Sehnsucht

ist gewesen, ihr beschränktes menschliches Ich aufzulösen im Meer der ewigen Liebe. Die aber die Gottesliebe ganz ausschalten und ihr Leben aufgehen lassen möchten in der Nächstenliebe, müßten sie nicht haltlos und steuerlos dahintreiben in dem verwirrenden Getriebe des Kampfes ums Dasein? Mit tausend und abertausend Herzen sich freuen und weinen, wer könnte das, ohne die Geschlossenheit seines Charakters aufs schwerste zu gefährden? Wenn sich unser Leben zersplittert in den mannigfaltigen Pflichten der Nächstenliebe, so finden wir uns selbst wieder am Herzen des lebendigen Gottes; unser menschliches Ich hält sich fest an dem göttlichen Du, daß es nicht hinweggerissen wird von den mächtigen Wogen des nimmer ruhenden Kampfes der Menschen mit den Menschen, und daß wir nicht durch den sanften, starken Zug der Gottesliebe uns versenken lassen in das Meer unpersönlichen Seins, sind wir durch die Nächstenliebe verflochten in das Ringen und Leiden der Menschheit. Wenn unsre Liebe Wert haben soll für unsre Mitmenschen, so müssen wir selbständige Persönlichkeiten sein; wir können unsern Nächsten nicht lieben als uns selbst, wenn wir uns selbst nicht lieben. Gottesliebe ohne Nächstenliebe löst unsre Persönlichkeit auf und verzehrt damit sich selbst; Nächstenliebe ohne Gottesliebe entwurzelt unser Leben und unterhöhlt damit ihre Kraft. Wenn wir in der Nächstenliebe die Selbständigkeit und in der Gottesliebe die Einheit unsrer Persönlichkeit behaupten, dann ist unser Leben eine ewig junge, nie welkende Kraft in dem überweltlichen Reich freier Geister. Ernst Rolffs

---

Christliche Zufriedenheit und Emporkommen des Arbeiterstandes

Friede Gottes — was liegt nicht Alles in diesem Wort? Der Sünder, der an seine Brust schlägt und ein Leben voll Selbstsucht und Untreue bereut, dem die Person Jesu zuruft: Das Alte hat dir Gott vergeben, Alles ist neu geworden, der hat den Frieden Gottes. Der Mensch, der es endlich gelernt hat, Alles, was er hat, in den Dienst seiner Brüder zu stellen, um darin die Krone des Lebens zu finden, der hat den Frieden Gottes. Die Seele, die es wagt, an den Gräbern der liebsten Menschen, beim Zusammenbruch irdischen Glückes in gewaltigem Ewigkeitsschwung zu sagen: „Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde“ — der Friede Gottes erfüllt sie mit seligem Glanz. Die kranke, blasse Frau dort im Hof, deckt nicht Gottes Frieden sie mit heiligen Schwingen, wenn sie in aller Not betet: „Was Gott thut, das ist wohlgethan“? Ja, in diese Welt voll Sünde und irdischer Leidenschaft, in diese kampf- und notdurchglühte Welt soll doch der Friede einer höhern Welt fallen, wo Alles göttlich, Alles licht, Alles schön ist. Der dunkeln Erde Himmelsfrieden! Jesus, der Mann mit dem ewig reinen Herzen, will ihn von dem Gott, der ihn gesandt hat, bringen als Vergebung der Sünden, als heiligen Geist für Unheilige, als Gewißheit der treuen Vaterliebe Gottes, die uns zum Guten erzieht. Wer das Wort Buße in seinem Innern kennt und auf die Barmherzigkeit des Weltenrichters vertraut, wer um ein neues Herz bittet, wer in dem felsenhaften Glauben lebt: ich stehe in meines hohen himmlischen Vaters Hand, der mich ins unvergängliche Licht durch meine Lebensführung leitet, der hat christliche Zufriedenheit und damit ein Meer von Glück auch in schweren Tagen, der steht auf einem Berg und sieht die Nebel des Vergänglichen in ferne Thäler sinken und ihn nicht berühren, der ist ein Herrscher der Welt und alles dessen, was sie bringt, der ist frei, froh, stark durch Gottes Kraft. Man muß „christliche Zufriedenheit“ erfahren haben, dann weiß man, was für eine Thatsache und für ein Sein sie ist. Christentum ist ohne sie undenkbar.

Aber nun die soziale Bewegung der Zeit, der Drang des Arbeiterstandes nach Gleichberechtigung, Achtung, Bildung, Licht, besserer Lebenshaltung, nach Beseitigung von Wohnungsnot und überlanger Arbeit, nach Ueberwindung der Schrecken arbeitsloser Zeit, soll dem allen entgegengehalten werden: Seid zufrieden, seid ergeben, es giebt höhere Güter, als nach denen ihr trachtet, seid wahre Christen, dann habt ihr, was ihr braucht?

Es läßt sich nicht leugnen und muß in ganzer Schärfe ausgesprochen werden: es giebt noch immer Geistliche, die so predigen, viele und hochgestellte. Da bricht aber aus den Tiefen der emporringenden Volksmassen der Ruf: „Hinweg mit solcher Kirche! Wir wollen euer Christentum nicht! Es ist durch und durch reaktionär, volksverdummend, Allem feindlich, was unsre Brust mit leuchtender Hoffnung füllt! Täuschen Sie sich nicht, Herr Pastor, diese Stimmung ist verzweifelt verbreitet in Hinterhäusern, Dachkammern und Kellerwohnungen. Daß Sie persönlich freundlich sind und treu in der »Seelsorge,« kann daran nichts ändern, daß Ihre Sache als eine dunkle und verdunkelnde in den Pfuhl der Verachtung geworfen wird.“ „Ja, aber edlere Arbeiter denken anders; so wie Sie sagen, reden ja nur rabiate Sozialdemokraten.“ Nein, viele der strebsamsten, begeisterungsfähigsten, opferbereitesten gelernten Arbeiter der Städte reden so, sie bekämpfen das rückschrittliche, volksfeindliche Christentum, wie sie es verstehen, trotz alles theoretischen Materialismus nicht aus Materialismus, sondern aus reinem Idealismus heraus. Sie stellen jener „muffigen Religion,“ wie sie sagen, die ihr höchstes Streben bekämpft, und in der sie nur ein Klasseninstitut zu ihrer Niederhaltung sehen, mit triumphirender Miene eine Weltanschauung entgegen des Fortschritts, der Volksveredlung und des Lichts, höchst unklar ausgeführt, aber doch in gewaltigen Naturlauten nach ihrer geistigen Entbindung schreiend.

Was sollen wir als Christen hierzu sagen? Das ist uns klar und soll uns klar sein: das Christentum, das den größten Fortschritt der Weltgeschichte gebracht, das die Arbeit geweiht, die Frau befreit hat, es muß sich auch dem gewaltigen sozialen Leben unsrer Tage als Macht zum Licht beweisen.

Wie könnte Jesus, der Herzen erneuert, nicht auch Verhältnisse neu machen? Wie könnte Er dem Drange der Volksmassen nach oben widerstreben, er, der die Menschen heben will? Sollte der, der Gewissen frei macht, Köpfe und Herzen binden wollen? Wie könnte der König eines Reiches von Licht nicht Alles segnen, was wirklich Licht bringt? Das ist gewiß: reaktionär und volksfeindlich kann das Evangelium des Zimmermannssohnes, des Freundes der Fischer und einfacher Leute nicht sein. Vielleicht die schlechten Christen — das ist eine andre Sache —, daran aber ist der Meister und das Christentum unschuldig.

Doch lassen wir einmal schlechte Christen, schlechte Pfarrer und alle die beiseite, die bei den Reichen sitzen und den Armen predigen, und fragen uns: Wie verhält sich überhaupt die christliche Zufriedenheitspredigt **grundsätzlich** zum Emporkommen des Arbeiterstandes? Welchen Sinn hat christliche Zufriedenheit in Anwendung auf das Ringen des vierten Standes, das doch eben auf einer großen Unzufriedenheit beruht?

Das Emporringen der großen Arbeitermassen — so müssen wir beginnen — ist naturnotwendig, ebenso wie das Aufkommen des Bürgertums notwendig war. Das Aufblühen der Großstädte, die Konzentration und Schulung großer Massen im Großbetrieb, die gemeinsamen Leiden unter den Schäden kapitalistischer Wirtschaftsordnung, die gewaltige Volksvermehrung in den Städten, die mächtig steigende Volksbildung, die allgemeine Wehrpflicht, das allgemeine Wahlrecht, Alles das hat den weltgeschichtlichen Prozeß der Arbeiterbewegung hervorgerufen. Wie es uns als Christen nicht einfällt, das mittelalterliche Feudalsystem und den Absolutismus der Fürsten herbeizuwünschen und das Auftauchen des dritten Standes zu bedauern, so dürfen wir auch nicht das gewaltige Klopfen des vierten Standes an die Thore der Gesellschaft beklagen. Und wenn die bürgerliche Welt auch darüber trauern und jene Töne überhören wollte — horch, es wird immer dringender, heftiger geklopft. Was hilft es? Es muß aufgethan werden, der Arbeiterstand muß endlich als gleichberechtigter Stand im gesamten öffentlichen und privaten Leben erscheinen. Ja das ist der Riesengang der Weltgeschichte, wer will ihn hemmen? Wer darf ihn hemmen? Wir Christen aber hören aus ihm heraus die Schritte des Weltenlenkers, der sein Volk besucht. Und wir freuen uns des Kommens Gottes, auch wenn er alte Vorurteile und Vorrechte zerreißt. Will Gott also das Heraufkommen des Arbeiterstandes, seine Gleichberechtigung, ein gesicherteres Leben für ihn, edlere Wohnung, Aufhören einer Arbeitszeit von vierzehn bis sechzehn Stunden,

Sonntagsruhe, mehr Lohn für viele Arbeiterschichten? Er will es. Will Er aber, daß die Arbeiter zufrieden damit sind, als Menschen zweiter Klasse zu gelten, will Er, daß sie zufrieden sind, eine ungesunde, überfüllte Wohnung zu haben, in der Kindererziehung und Familienleben nicht emporblühn können, will Er, daß sie zufrieden sind, wenn sie solange arbeiten müssen, daß sie ihre Kinder nur im Schlafe sehen, will Er, daß die Weichensteller zufrieden sind, wenn sie nur alle drei Wochen einen Sonntag haben? Wehe denen, die hier sagen: Er will es. Sie wissen nicht, daß Gott auch dem Arbeiter ein göttliches Adelsgefühl in die Brust gelegt hat, gerade so wie dem besitzenden Herrn, ein Bewußtsein des Wertes, ein Bedürfnis, als freier Mann geachtet zu werden. Ist Ehrgefühl schlecht? Ist es unberechtigt, wenn ein Vater seinen Kindern besser dienen will? Ist es falsch, wenn man für sein Gemüt einen Sonntag verlangt? Ihr Pharisäer, schweigt. Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen! Gott will das Emporkommen des Arbeiterstandes. „Aber ihr von der christlichen Kirche habt mir doch gesagt: jede Lebenslage sei gut, in die mich Gott hineingestellt hat.“ Nein, gut ist nicht jede Lebenslage, auch nach Gottes Willen nicht gut. Gut ist nicht das Dahinsiechen schwindsüchtiger Frauen in dumpfen Kellerwohnungen, die sündige Menschen den Armen als Wohnung geboten haben, gut ist nicht der Unglücksfall, der den Bergmann trifft, weil der Besitzer des Schachts die Sicherheitsvorrichtungen sparen wollte, gut ist nicht die Mißachtung des Arbeiters durch die elegante Welt. Nicht gut, so wahr die Sünde nicht gut ist.

Aber zu Etwas gut ist jede, auch die schwerste Lebenslage. Eine Schule soll sie sein für den Charakter, eine große segensreiche Schule Gottes, unsre sittliche und religiöse Kraft zu wecken und zu entwickeln. Der Vater, der das geliebte Kind in der Erde birgt, soll nun den himmlischen Vater noch mehr lieben und ihm gehorchen lernen. Die Kranke, die ohne Schuld in Leiden versenkt ist, soll ausreifen zu einem Charakter voll freudiger Gottergebung und starkem Mitgefühl mit andern. Der Mensch, den Enttäuschung gebeugt hat, soll dankbar lernen, daß der Mensch denkt, Gott aber lenkt, soll fest und getrost wissen, daß Gott aus Liebe und Weisheit Manches versagt. Trotzdem die Arbeiter als Stand oft gedrückt sind gegen Gottes Willen, waltet doch auch über ihrem persönlichen Lebensschicksal eine selige Vorsehung Gottes, ohne die kein Haar von ihrem Haupte fällt, eine erziehende Vaterliebe, die sie zu christlich-starken Charakteren schmieden will, eine heilige Treue Gottes zu der einzelnen Seele, die ihm vertraut und dienen möchte. Auch tragische Fälle, die Gott für Einzelne im verborgnen Liebesrat zuläßt und die Ihm vielleicht eine Anknüpfung zu gesegnetem Wirken an ihnen in einer höhern Welt werden können, gereichen dazu, Andre auf Erden zu erschüttern, zu warnen und zu bessern, auch wenn sie Schuld Einzelner und der Gesellschaft sind. Wie viele sind durch Leiden dem Ewigen gewonnen! Hilty sagt mit Recht: „Wer nichts leiden will, verzichtet auf die größten Gaben Gottes und begnügt sich ohne Notwendigkeit mit Geringerem.“

Aber was folgt daraus? Sollen wir die Not liegen lassen, damit wir und Andre dadurch erzogen werden? Das wäre Frevel. Gott hat immer noch Mittel, den Menschen zur Vernunft zu bringen, wir aber müssen die Leiden und Ungerechtigkeiten der Welt bekämpfen. Und Gott erzieht uns am meisten durch den Kampf mit dem Leben. Da entwickelt er Kraft in uns, und Helden will er ja aus seinen Kindern machen. Die bedrängte Lage des Arbeiters, seine Mißachtung bei Vielen ist an sich nicht gut, an sich nicht Gottes Wille — Gott will es anders, besser, sonniger für ihn haben —, aber wo sie bei der Unvollkommenheit und Sünde menschlicher Gesellschaft einmal besteht, ist des Arbeiters Schwierigkeit Gottes Schule für ihn: Druck soll nach Gottes Liebeswillen Kraft in ihm erzeugen. In Gemeinschaft mit seinen Genossen soll er sich Achtung, Einfluß, bessere Verhältnisse erringen. Sein Opfermut, seine Hingabe an Andre und an große Ziele, seine Energie, seine Disziplin, sein Fleiß soll durch den Kampf gestählt werden. Vom Kleinlichen und Gemeinen soll er abgezogen werden, im Denken und Fühlen soll er den Stempel des Mannhaften und

Großartigen bekommen. Seine Kinder soll er besser erziehen, seiner Familie mehr leben, seine Frau als gleichberechtigt mehr achten lernen. Ein höheres Geistesleben soll für ihn beginnen, das durch das ununterbrochne Einerlei der Fragen: Was sollen wir essen? was sollen wir trinken? womit sollen wir uns kleiden? wie sollen wir die Miete bezahlen? unterdrückt war. Aber zwei Bedingungen hat Gott für das Emporkommen des Arbeiterstandes, zwei Bedingungen — seines Segens: „Kämpft“, spricht er, „euern Emanzipationskampf durch mit reinen Waffen: nicht revolutionär, sondern reformatorisch, gesetzmäßig, oder wenn bestehende Gesetze versagen, auf gesetzmäßige Bahnen gerichtet, sachlich, praktisch, ohne persönlichen Schmutz, auch den Gegner von seinem Standpunkt verstehend, aber kämpft, meine Kinder vom vierten Stand, und ich will euch segnen.“ Das ist das Eine. Und das Andre? „Sucht nicht um eurer selbst willen emporzukommen, damit ihr herrschet, sondern damit ihr euerm Vaterlande besser, voller, tüchtiger, gebildeter, edler dienen könnt als bisher! Denn das Wort Jesu lautet für euch: Wer unter euch emporkommen will, der sei Aller Knecht. Aufwärts sollt ihr, gleichberechtigt sollt ihr werden — Ich will es, der Gott der Geschichte —, aber um dem Ganzen zu dienen, eurer Nation und seiner wahren Wohlfahrt und damit dem Reiche Gottes. Bis dahin findet, soweit es sich um Standeskämpfe und Krieg gegen die Volksnot handelt, in Kampf und und Arbeit die christliche Zufriedenheit!“ Der einzelne Arbeiter aber soll wissen: Mich liebt Gott, wenn er dem Reuigen die Schuld verzeiht, wenn er mir einen neuen Geist giebt, in meinem persönlichen Ergehen liebt er mich, mich liebt er aber auch, wenn er mich beruft in den heiligen Kampf um das Emporkommen meines Standes im Dienste Aller.

Arthur von Broecker

Politik und Moral

Ein Wort der Erwiderung

Die Bemerkungen, die von W. Koppelmann in der vorletzten Nummer der Christlichen Welt an meinen Aufsatz über Politik und Moral (Nr. 17, 18) geknüpft worden sind, beweisen mir, daß ich nicht recht daran gethan habe, meine Erörterung von der ethischen Prinzipienlehre loszulösen. Sie bleiben ohne die Voraussetzungen über den letzten Grund ethischer Wertunterschiede, wie ich sie in meinem System der Ethik zu begründen versucht habe, mißverständlich oder in der Luft schwebend. So meine Entscheidung der Frage der Zulässigkeit der absichtlichen Täuschung im internationalen diplomatischen Verkehr. Herr Koppelmann wendet ein: mit denselben Gründen könnte man auch die Täuschung im Privatleben rechtfertigen.

Das ist auch ganz und gar meine Ansicht. Ich habe in meiner Ethik*) über das Problem der sogenannten „Notlüge“ sehr eingehend gehandelt und es aus dem Gesichtspunkt der teleologischen Beurteilung aller sittlichen Werte meines Erachtens leidlich befriedigend aufgelöst, während jede intuitivistische oder formalistische Moral, wie die Kantische, daran notwendig scheitert; scheitert nämlich in dem Sinne, daß sie durch ihr Prinzip genötigt ist, für sittlich und möglich zu erklären, was alle Welt in praxi für sittlich möglich, ja notwendig hält. Kant erklärt „absichtliche Täuschung“ für an sich selbst verwerflich; die teleologische Moral erklärt sie für verwerflich um der in ihrer Natur liegenden Wirkungen willen. Täuschung ist moralisch verwerflich, weil und sofern sie Vertrauen, die Grundlage menschlicher Lebensgemeinschaft, zerstört. Wo diese Wirkung der Natur des Verhältnisses nach nicht eintreten kann, da verliert die absichtliche Täuschung ihren bösartigen Charakter. So im Kriege: wo man den Gegner zu töten strebt, besteht kein Vertrauensverhältnis, und also kann in diesem Fall die Täuschung ihre spezifische Wirkung üben, und darum hat sie nicht den Charakter der verwerflichen Lüge. Aber so auch im Privatverhältnis. Dem Einbrecher, dem Dieb, dem Lügner, dem Horcher eine Falle stellen hält alle Welt für erlaubt; und selbstverständlich

*) System der Ethik. Vierte Auflage. Band 2, S. 195 ff.

hält alle Welt absichtliche Täuschung für erlaubt, wenn sie das notwendige Mittel ist, den Getäuschten selbst vor einem großen Unglück zu bewahren. Ob man, wenn in einem Theater Feuer ausbricht, durch eine Täuschung das Publikum zum ruhigen Verlassen des Hauses bringen darf, oder ob auch solche Täuschung die „Wegwerfung der moralischen Menschenwürde" bedeutet, darüber ist in der wirklichen Welt keinerlei Zweifel. Nur die Theorie ist im Zweifel — kein gutes Zeugnis für die Theorie: es beweist nur die Unfähigkeit mancher Moralisten, die wirklichen Thatsachen des sittlichen Lebens zu konstruiren.

Also hierauf wäre zurückzugehen gewesen, um die Irrtümlichkeit meiner Stellungnahme zu zeigen.

Uebrigens, wie stellt sich denn mein Kritiker zur Frage des Krieges? Wie es scheint, läßt er ihn zu als sittlich möglich. Der Staatsmann darf also die Lebensinteressen seines Volkes mit Gewalt gegen andre Völker durchsetzen, verteidigungs- und angriffsweise? Nun, ist Totschlag der Gegner als Mittel der Durchsetzung der eignen Interessen unter Umständen zulässig (wie er denn auch in der privaten Notwehr für zulässig gilt): so wird ja wohl auch die Täuschung nicht anders zu beurteilen sein. Nach einem berühmten Wort von Clausewitz ist der Krieg nichts als die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln; kann also die Politik jeden Augenblick zum Gebrauch der Gewalt überzugehen durch ihre eigne Konsequenz genötigt sein, so kann, da unter solchen Umständen von einem Vertrauensverhältnis schlechterdings nicht die Rede ist, der Gebrauch der gelinderen Mittel ihr wohl nicht grundsätzlich gewehrt werden.

Herr Koppelmann weist darauf hin, daß es für schändlich gilt, den Parlamentär feindlich zu behandeln oder den Feind durch die weiße Fahne in einen Hinterhalt zu locken: mit dem Beginn der Verhandlung höre der Kriegszustand auf, und im Frieden sei also die Täuschung unzulässig. Gewiß; so ist es zwischen Kriegsleuten; das beiderseitige Interesse, durch Suspension des Kriegszustandes auf Zeit für Verhandlungen Raum zu schaffen, hat zu dieser Einrichtung geführt. Aber daß nun damit für die Verhandlungen selbst das Gesetz der Aufrichtigkeit angenommen sei, davon habe ich nie und nirgend gehört; sondern beide Teile handeln nur miteinander auf die Bedingung: jeder sieht selbst zu, wie er seinen Vorteil wahrt, wie er seine Lage in günstiges, die des Gegners in ungünstiges Licht rückt. Man denke an die Verhandlungen vor Paris 1871. Und meines Erachtens kann es, so lange es Krieg giebt, schlechterdings nicht anders werden.

Herr Koppelmann scheint die „christliche" Ethik gegen meine Stellungnahme vertreten zu wollen. Dann hätte er aber ein gut Stück weiter gehen und vor Allem den Krieg als schlechthin unzulässig verwerfen sollen. Die christliche Ethik oder, um weniger mißverständlich zu reden, die Moral des Evangeliums weiß nichts von einer sittlichen Möglichkeit, seine Interessen mit Gewalt durchzusetzen oder auch nur zu verteidigen. Sie sagt: so dir Jemand den Rock nimmt, laß ihm auch den Mantel. Jesus untersagt nicht nur den Gebrauch der Gewalt, sondern auch den Kampf ums Recht vor Gericht. Und er macht keinen Vorbehalt: Bist du aber Kaiser oder Kurfürst oder dessen Diener, so darfst du mit dem Schwert dein Reich verteidigen. Sondern er sagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; darum kämpfen meine Diener für mich nicht mit dem Schwert.

Selbstverständlich ist auf diesem Boden auch die Durchsetzung der eignen Interessen auf Kosten Andrer mit List oder Täuschung unzulässig.

Ob eine christliche Welt in diesem Sinne möglich ist? Ob ein christlicher Staat möglich ist? Jesus behauptet es nicht; er sagt vielmehr: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. „Christus-Reich" und „Welt" sind Gegensätze. Was übrigens nicht beweist, daß sie sich nicht voraussetzen und fordern, nämlich als Gegensätze.

Friedrich Paulsen

Eine Windthorstbiographie

Seit zwei Jahren erscheinen in dem Verlage von Karl Reißner in Leipzig unter dem Titel „Männer der Zeit" eine Reihe von Biographien, die teilweise in recht wertvoller Weise den Bücherschatz des deutschen Volkes bereichern. Wenn man aus den bis jetzt vorliegenden Bänden auf ein Programm dieser Darstellungen schließen darf, so verfolgt der Verlag die Absicht, bedeutsame Persönlichkeiten, deren Thätigkeit in dem Geistesleben des deutschen Volkes tiefere Wirkungen hervorruft oder zurückgelassen hat, ohne jede Rücksicht auf ihren Beruf und auf ihre politische oder religiöse Stellung dem deutschen Volke menschlich näher zu bringen. Der siebente Band dieser Sammlung ist dem verstorbnen Führer des Zentrums, Ludwig Windthorst, gewidmet. Nun ist Ludwig Windthorst ohne Zweifel ein Mann gewesen, der auf die Geschicke Deutschlands weitgehenden Einfluß ausgeübt hat. Aus diesem Grunde mag ja der Gedanke verlockend sein, eines Mannes Namen, der solchen Einfluß durch seine geistigen Gaben errungen und durch diese Eigenschaften sich auch erhalten hat, in die Reihe der Persönlichkeiten einzustellen, die die Bewunderung ihrer Zeitgenossen verdient haben. Denn bewundert wurde Ludwig Windthorst nicht nur von den Blättern der Partei, deren anerkannter Führer er gewesen ist, bewundert wurde er auch von Blättern ganz andersgearteter Richtungen, die aber in der Opposition gegen das protestantische Preußen und das unter Preußens Führung entstandne neue Deutsche Reich sich mit ihm zusammenfanden. Bewundert wurde er ferner von einem gewissen legitimistischen und religiös orthodoxen Konservativismus, der an den Konservativismus und an die Orthodoxie Windthorsts ehrlich glaubte; Bewunderung fand er zuletzt bei geheimen und nicht geheimen, verantwortlichen und unverantwortlichen Leuten, die heute vor dem Stirnrunzeln eines katholischen Parlamentariers oder Bischofs in ein Mauseloch kriechen. Die vorliegende Biographie Windthorsts erhebt nun den Anspruch, diese zeitgenössische Bewunderung in ein geschichtlich berechtigtes Urteil zu verwandeln und den Namen Ludwig Windthorst den Größen zuzugesellen, die führend und leitend unserm Volke vorangegangen sind. Nun ist aber die Geschichte eine zu hehre, strenge Wissenschaft, und selbst wenn man eine völlig objektive Geschichtswissenschaft für eine Utopie hält, ist es dennoch keinem Zweifel unterworfen, daß die modische Bewunderung dieses Mannes vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht standhalten wird.

1

In siebzehn Kapiteln stellt Knopp den Lebenslauf Windthorsts dar. Das Material fließt, da es sich um eine Persönlichkeit der Gegenwart handelt, über die das allgemeine Urteil der Geschichte noch festzustellen ist, fast überreichlich. Mit umsichtiger Auswahl hat nun der Bearbeiter dieser Biographie seinen Stoff verteilt. Obwohl der Windthorst, der als zweimaliger hannöverscher Justizminister, als Kronoberanwalt in Celle fungirte, schon ganz das ultramontane Gepräge späterer Zeit trägt, beginnt der Name Windthorst doch erst allgemeines Interesse zu erregen, als sein Träger seit 1867 an der parlamentarischen Arbeit im Reichstage des Norddeutschen Bundes und im preußischen Abgeordnetenhause teilzunehmen beginnt und das Programm des als Selbstzweck betrachteten, unversöhnlichen Kampfes zwischen weltlichem deutschen Staat und römischer Kirche bedeutet. Es liegt auf der Hand, daß augenblicklich, wo die ultramontanen Klerikalen regierende Partei im Reichstage sind und in Preußen wegen eines harmlosen Karfreitagsgesetzes mit Erneuerung des Kulturkampfes in frivoler Weise drohen dürfen, in solch herrlichen Zeiten es inopportun wäre, das Bild des Kulturkampfes nach seinen innersten Beweggründen und Triebfedern bloßzulegen, zumal, wo heute es zur politischen Tagesorthodoxie gehört und Jeder darauf schwört, daß der Kulturkampf eine grenzenlose Verirrung gewesen sei, wo Keiner es gewesen sein will, der ihn verursacht hat, wo endlich kaum noch Jemand frei und offen sich zur Notwendigkeit eines Kulturkampfes zu bekennen wagt. Infolge dessen versucht die vorliegende Biographie in geschickter Weise diese ganze Zeit des Kulturkampfes so darzustellen, daß der Leser den Eindruck gewinnen soll, als ob jede persönliche Leidenschaft oder ultramontane Herrschsucht den Vätern und Gründern des Zentrums fern gelegen habe.

Die Zeit von 1867 bis 1871 wird vom Verfasser nur sehr oberflächlich behandelt. Gern und geflissentlich verweilt er bei

den diplomatischen Verhandlungen Windthorsts zur Vertretung welfischer Interessen, da jeder gerecht denkende Leser hier in der ersten Zeit nach 1866 noch denken kann, daß diese Windthorsts gutes Recht gewesen ist. Gänzlich verschwiegen aber bleibt, wie Windthorst in dieser Zeit im Reichstag des Norddeutschen Bundes unter dem Deckmantel großdeutscher Tendenzen alle Hebel in Bewegung setzte, um die unitarischen Bestrebungen lahmzulegen, wie er bei allen Gesetzesvorschlägen immer die Kompetenz des Reichstags anzweifelte und durch den Vorschlag der Errichtung eines Oberhauses einen Gegensatz gegen den Reichstag zu schaffen versuchte, der die Gesetzgebung des Parlaments lahmlegen sollte. Ebenso verschwiegen wird, daß Windthorst in einer Rede vom 19. April 1869 den Vorschlag, das gesamte bürgerliche Recht der Reichstagsgesetzgebung zu übertragen, als ein höchst gefährliches Experiment bekämpfte, da mit dem Ueberlassen des bürgerlichen Rechtes und des Strafrechtes an die Bundesgesetzgebung der Wirkungskreis der übrigen Staaten vernichtet werde. Es ist eine eigentümliche Ironie der Geschichte, daß fast dreißig Jahre später das Zentrum der Retter des bürgerlichen Gesetzbuches trotz dieser Prophezeiung seines ehemaligen Führers wird. Ebenso verschwiegen wird die Rede Windthorsts vom 5. Dezember 1870 wider den Eintritt der süddeutschen Staaten in das Deutsche Reich.

Mit dem achten Kapitel, dem Knopp die Ueberschrift gegeben hat: Rededuell zwischen Bismarck und Windthorst, treten wir in die eigentliche Schilderung des Kulturkampfes ein. Von dem Jahre 1870 an beginnt Windthorst seine bedeutsame Rolle zu spielen. Zwei Daten stehen in der Geschichte dieser Jahre unmittelbar nebeneinander, ohne daß es bis jetzt völlig gelungen ist, ihren innern Zusammenhang und ihre kausalen Beziehungen zu einander zu durchschauen, dies ist die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes am 18. Juli und die Kriegserklärung Frankreichs am 19. Juli des Jahres 1870. Dezember desselben Jahres bildete sich die Fraktion des Zentrums im preußischen Landtage, März 1871 im deutschen Reichstage. Die Entthronung des Papstes war zur geschickt gewählten Wahlparole benutzt worden, um unter dem Feldgeschrei, daß die katholische Religion in Gefahr gebracht sei, siebenundfünfzig katholische Zentrumsabgeordnete bei der Wahl vom 3. März 1871 durchzubringen. Verschärft wurde die politische Konstellation jener Tage durch die altkatholische Bewegung. Dem Verfasser kommt es in diesem Abschnitt natürlich darauf an, zu beweisen, daß das Zentrum keine konfessionelle Fraktion gewesen ist, daß ferner der Kulturkampf nicht von katholischer Seite begonnen, sondern von Bismarck dem katholischen Volke aufgedrängt worden sei. Den Beweis sucht der Biograph damit zu liefern, daß der Artikel 15 der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 und die katholische Abteilung im Kultusministerium einseitig aufgehoben wurden. Ueber diese Zeit besitzen wir in dem 25. Kapitel von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen eine authentische Darstellung. Bismarck ist seiner Darstellung nach hauptsächlich durch Erwägungen und Rücksichten auf seine Polenpolitik im Kulturkampf geleitet worden. Für jeden ruhigen Beurteiler dieser Zeit ist es nun eine höchst müßige Frage, festzustellen, wer der Urheber des Kulturkampfes gewesen ist. Mag der Gedanke des Kulturkampfes unter dem Eindruck der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes oder unter Gesichtspunkten der auswärtigen Politik in Bismarck entstanden sein, für die Beurteilung des staatsmännischen Genies verschlägt es gar nichts, klipp und klar zuzugestehn, daß er den Kulturkampf begonnen hat. Bismarck mußte den Kulturkampf beginnen, da er eine ebenso elementare Naturnotwendigkeit gewesen ist und noch ist, wie der Krieg von 1870/71. Würde das deutsche Volk seinem Kanzler in diesem Kampfe vom Anfang bis zum Ende treu zur Seite gestanden haben, so würde der Kulturkampf zu den Großthaten Bismarckscher Politik gehört haben, die von der Nachwelt zu seinen bewunderungswürdigsten Siegen gezählt worden wären. Das Ziel des Kulturkampfes war eine Grenzregulirung zwischen dem weltlichen Staat und der römischen Kirche. Bismarck fürchtete für sein Werk, das neue Deutsche Reich, da man in katholischen Kreisen damals den Krieg von 1866 und den Ausschluß des katholischen Oesterreich aus Deutschland schmerzlich empfand und mißbilligte. Verfasser erklärt diese Befürchtung Bismarcks, daß man unter religiösem Deckmantel gegen das Reich agitirt habe, für ein Phantom, alle Katholiken hätten damals auf dem Boden der Reichsverfassung gestanden. Auch die Befürchtung Bismarcks, daß man römischerseits die Niederlagen der beiden katholischen Mächte Zentraleuropas, Oesterreichs und Frankreichs, nicht verwunden habe und in den Gedanken, Deutschland als größte Militärmacht unter einer protestantischen Dynastie stehen zu sehen, sich nicht habe finden können, wird kurzer Hand als ein blindes Vorurteil beiseite geschoben. Die Gesamtanschauung des Verfassers über den Ursprung des Kulturkampfes gipfelt in dem Vergleiche: so wenig wie die Unterredung Benedettis mit König Wilhelm in Ems am 13. Juli 1870 die Ursache des deutsch-französischen Krieges gewesen sei, ebenso wenig ist die Bildung der Zentrumsfraktion und ihre Verbindung mit Windthorst die eigentliche Ursache des Kulturkampfes gewesen. Als Kronzeugen für seine Anschauung zitirt Verfasser einen Brief des Bischofs Ketteler (S. 151). Es würde zu weit führen, auf die einzelnen Etappen der Maigesetzgebung hier einzugehen, ebenso auf den Umschwung, der mit den Ereignissen des Jahres 1878 eingetreten ist. Mit besondrer Genugthuung verzeichnet der Verfasser die Notiz der Germania vom 4. April 1879: „das Zentrum ist die ausschlaggebende Partei geworden," besonders wohl thut ihm, bei passend erscheinender Gelegenheit zu bemerken, daß wie so oft so auch diesesmal die kleine Exzellenz früher aufgestanden war als der große Kanzler. Eine unverhohlene Freude über den Sieg Windthorsts und den Sieg des Ultramontanismus im Kulturkampf, der einst das stolze Wort gezeitigt hat: Nach Kanossa gehen wir nicht, spricht aus allen Zeilen dieses Buches.

Nun ist ja zuzugestehen, daß der Kulturkampf zunächst sein Ziel scheinbar nicht erreicht hat. Aber prinzipieller Widerspruch ist gegen die Auffassung zu erheben, daß, solange Bismarck am Ruder war, der Kulturkampf mit einer Niederlage geendet hat. Wie ein rocher de bronce steht die Zivilehe da als der sieghafte Anspruch des Staates, daß die Eheschließung, wie Luther sie uns auffassen lehrte, ein weltlicher Akt ist. Ebenso ist die Aufhebung der Artikel 15, 16, 18 der preußischen Verfassung von 1850 eine endgiltige. Die Oberaufsicht des Staates über die Schule ist das vielbekämpfte Palladium bürgerlicher und religiöser Gewissensfreiheit. Das sind Errungenschaften von dauerndem Werte. Nicht so hoch anschlagen wollen wir den Erfolg, daß das Zentrum durch die Not der Jahre des Kulturkampfes gelernt hat, an nationalen Forderungen wie Heeresvorlagen nicht mehr so frivol vorüberzugehen wie früher — das kann sich wieder ändern unter veränderten Verhältnissen —; aber fest steht, ebenso wie die Sozialdemokratie eine Heidenangst vor der Wiederkehr eines Sozialistengesetzes hat, denn sie möchte ihren Anhängern nicht noch einmal das Familienelend der Ausweisungen aufbürden, genau so fürchtet das Zentrum ein Wiederaufleben des Kulturkampfes. Der beste Beweis für das Vorhandensein dieser Furcht ist der instinktive Haß gegen Bismarck, der sich 1884 bei der Nichtbewilligung eines zweiten Direktors und 1895 bei der Versagung einer einfachen Pflicht der Pietät im Reichstag entlud. Einem Manne gegenüber, den man so hassen kann, wie man vor ihm nur Luther gehaßt hat, fühlt man sich als besiegt. In den Personenfragen hat Bismarck nachgegeben, in der Sache nicht. Gerade seine Gedanken und Erinnerungen zeichnen ein deutliches Bild, wie Falk, ein Mann, dem Bismarck das Zeugnis giebt „Minister von der Begabung Falks wachsen bei uns nicht wild," nicht sachlichen Schwierigkeiten zum Opfer gefallen ist, sondern weiblichen Hofeinflüssen und ungnädigen königlichen Handschreiben schließlich aus dem Wege gegangen ist. Solange eben das in Deutschland möglich war, daß die Wirtschaft einer Hofkamarilla, daß unverantwortliche Ratgeber wie die Kaiserin Augusta mit dem Zentrum und dem Polentum Hand in Hand arbeiteten und die Wege eines Bismarck und eines Falk kreuzen durften, kann man doch nicht von Siegen reden. Der weitaus größte Teil der Schuld, daß der Kulturkampf so rasch durch einen Waffenstillstand zeitweilig abgebrochen werden mußte, trifft die protestantischen Parteien des deutschen Volkes. Es bleibt ein ewig beklagenswertes Ereignis, daß z. B. die nationalliberale Partei sich 1878

der wirtschaftlichen Politik Bismarcks versagte. Sie hat die manchesterlichen Scheuklappen abstreifen und den Satz, ob Freihandel oder ob Schutzzoll eine liberale Politik sei, nach den Bedürfnissen eines Volkes oder einer Zeit beantworten gelernt, aber leider zu spät. Dadurch war Bismarck genötigt, mit dem Zentrum zu paktiren. Das mag bedauerlich sein, aber es war notwendig. Die Folge davon ist, daß mit nationalen Forderungen das Zentrum seiner Wähler wegen, der katholischen Offiziere, des katholischen Adels wegen nicht mehr ganz so frivol umspringen darf wie früher. Eine solche Politik aber hatte auch eine Gefahr zur Folge. Bismarck befolgte die Politik, alle gerechten Forderungen zu erfüllen, sonst aber alle pfäffische Anmaßung kurz zu halten. Wenn ein Nachfolger das nicht verstand, dann konnte eine solche Stellung auf dem politischen Schachbrett, in der man gelegentlich nützlich zu verwenden war, in eine Machtstellung ausarten, in der man sich nicht mehr als gebräuchlichen Diener, sondern als Herrn der Situation fühlte. Deshalb witterte das Zentrum beim Scheiden Bismarcks aus seinen Aemtern Morgenluft. Einer starken Regierung kann man Ausnahmegesetze anvertrauen, einer schwachen Regierung nicht. Deshalb fürchten die Sozialdemokraten und alle gesinnungsverwandten Elemente starke Männer, weil sie solchen Männern gegenüber ihre Unwahrheit und ihre Schwachheit fühlen. Der Kulturkampf ist wohl zu einem zeitweiligen Stillstand gekommen: daß er wiederkommt, ist keinem zweifelhaft, dem die Augen dafür offen stehen, wie protestantische Langmut und Geduld durch ultramontane Begehrlichkeit manchmal in der mutwilligsten Weise gereizt werden. Das thut solange gut, bis dem deutschen Volke in seiner protestantischen Mehrheit einmal die Augen übergehen, es der modernen Protestantenverfolgungen überdrüssig wird und wieder einmal Abrechnung hält wie zu Zeiten eines Luther und eines Bismarck. Gern gestehen wir deshalb dem Biographen Windthorsts zu, daß Bismarck der geistige und verantwortliche Urheber des Kulturkampfes gewesen ist. So unmodern und so widersprechend dies auch allen landläufigen Vorstellungen ist, glauben doch noch heute Viele, daß zur Zeit des Kulturkampfes ein ganz andrer, heiligerer Idealismus in deutschen Parlamenten geweht hat, als in den übermüden beschlußunfähigen Parlamenten der heutigen Zeit, die an dem geistigen Leben des deutschen Volkes spurlos vorübergehen und ihre Signatur erhalten von dem Geiste eines Mannes, der als größte Ruhmesthat verzeichnet, dort Bismarck einmal ein Pfui zugerufen zu haben. Auch heute dürfte Schiller klagen: Denn Patroklos liegt begraben, und Thersites kehrt zurück.

2

In zwei Kapiteln (14—15) wird Windthorsts sonstige politische Thätigkeit beschrieben. Vornehmlich kommt es dem Verfasser darauf an, seinen Helden als Verteidiger von Volksrechten, als Beschützer der Freiheit und als sozialen Reformer zu würdigen. Ohne Zweifel hat das Zentrum diese Rolle des Oeftern schon geschickt gespielt und durch dieses auf Gimpelfang berechnete Spiel schon oft die Vielzuvielen getäuscht, die nicht alle werden und für ihre parlamentarischen oder sozialen Machtbestrebungen von Rechts und Links um die Gunst des Zentrums werben. Lange kann das Zentrum diese seiner innersten Natur fremde Komödie nicht spielen. Der Fall Schell z. B. beweist, daß der Katholizismus kein Prinzip des Fortschritts, mag dieser nun freiheitliche Volksrechte oder soziale Reformen verlangen, seinem ganzen Wesen nach sein kann. Die ganze moderne soziale Reform hat im protestantischen Deutschland ihre Heimat, die soziale Revolution ist in den romanisch-katholischen Ländern wie Sizilien, Spanien, Belgien zu Hause. Wer den Katholizismus dennoch für ein Prinzip des Fortschritts hält, ist entweder wie Schell ein Illusionär oder, wie viele ehrliche Katholiken, ein Opportunist, in dessen Herzen Katholizismus und Patriotismus eine zeitweilige Personalunion geschlossen haben, oder er ist wie Windthorst ein unberechenbar finessirender Politiker, der wie ein Gaukler alle Künste bald hart reaktionärer, bald kühn fortschrittlicher, radikaler Demagogie und Wühlerei springen läßt. Der Katholizismus ist kein Prinzip des Fortschritts, sondern das Prinzip der Civitas Dei — ein Wort, das mit der römischen Papsthierarchie identisch ist, demgemäß das kanonische Recht als die letzte und höchste Rechtsregel nicht nur der Christenheit, sondern der Menschheit betrachtet. Dies ist das Prinzip der Stagnation. Die romanischen Völker sind alt geworden, und mit ihnen die Form ihres Christentums. Alles, was wie Freiheit, Fortschritt, soziale Reform aussieht, verläuft äußerlich, innerlich stellt es diese Form nie in Frage, und sobald diese Form Gefahr läuft, von dem Prinzip des Fortschritts innerlich berührt zu werden, muß das Prinzip des Fortschritts zurückstehen gegen diese veraltete, aber durch ihr Alter einstweilen noch Vielen ehrwürdig erscheinende Form. Dies ist die Moral des Falles Schell. Infolgedessen kann auch vorliegende Biographie Windthorsts das Unmögliche nicht möglich machen, Windthorst als einen Nationalheros für Volksrechte, Freiheit, Fortschritt und soziale Reform zu retten. Alles das ist Windthorst für eine objektive Geschichtsbetrachtung nicht gewesen; was an ihm so aussieht, war Maske oder Mittel zum Zweck. Aber auch ein andrer Nachweis, der noch wichtiger erscheinen muß, ist dem Verfasser nicht geglückt.

Die Geschichte des Kulturkampfes ist deshalb ein so lehrreiches Stück deutscher und preußischer Geschichte, weil derselbe auf die Entwicklung aufrichtiger katholischer wie evangelischer Frömmigkeit in mehr als einer Hinsicht befruchtend gewirkt hat. Die es vorher nicht wußten oder nicht wissen wollten, haben es durch den Kulturkampf erfahren, welch eine soziale Macht die christliche Sitte und die christliche Kirche überhaupt ist. Hier entsteht nun die Frage, waren die Vorkämpfer der einzelnen Parteien auch immer religiöse Persönlichkeiten? Für Windthorst sucht Knopp diese Frage in den beiden letzten Kapiteln seines Buches zu beantworten, d. h. zu bejahen. Windthorst ist nicht aus Politik ein Katholik gewesen, sondern er war es aus Religion. Beweis dessen ist die Marienkirche zu Hannover, „das Lieblingskind seiner Wünsche." Andre Leute haben über Windthorst als religiöse Persönlichkeit anders geurteilt. Als Bismarck in der Gemütsruhe seines Alters bei Abfassung seiner Gedanken und Erinnerungen auf Windthorst zu sprechen kam, charakterisirte er ihn mit den wenigen Worten:

Windthorst, politisch latitudinarien, religiös ungläubig, ist durch Zufall und büreaukratisches Ungeschick auf die feindliche Seite geschoben worden. (Bd. 2, S. 310.)

Der verstorbne Reichsgerichtsrat Otto Bähr, ein biedrer Kurhesse, der als Redner im Reichstage keine Lorbeeren gesammelt, aber in den parlamentarischen Kleinarbeiten der Kommissionen dem deutschen Volke mehr geleistet hat, als mancher glänzende Name parlamentarischer Redner, die für diese entsagungsvolle Arbeit nicht zu haben waren, erzählt in seinen gesammelten Aufsätzen*) (Bd. 2, S. 288 ff.):

Wenn Mallinckrodt sprach, so fühlte man sofort heraus, daß Alles bei ihm tiefste Ueberzeugung war. Er war katholischer Fanatiker und kämpfte für eine ihm heilige Sache. Ganz anders war der Eindruck, den man von Windthorsts Reden gewann. Von Fanatismus keine Spur. Alles Sache schlauer Berechnung. Bei seinem skeptischen und zersetzenden Geiste konnte man sich schwer denken, daß ihm die katholische Religion als solche am Herzen liege. Wenn er sich mitunter — es geschah freilich selten — zu religiösem Pathos erhob, so pflegte das Haus zu lachen, weil Niemand glauben konnte, daß es ihm damit wirklich Ernst sei. Viel näher liegt der Gedanke, daß Windthorst, klar erkennend, wie die Herrschaft des katholischen Klerus ein Pfahl in dem Leibe Preußens und des Deutschen Reiches sei, mit allen Kräften danach trachtete, daß die Ausreißung dieses Pfahles nicht gelänge, und daß er sich deshalb zum Wortführer dieser Sache machte. Daß er diese Aufgabe mit der größten Geschicklichkeit, Beharrlichkeit und Konsequenz durchgeführt hat, muß ihm Freund und Feind bezeugen. In seiner Person kam der parlamentarische Advokatismus zur höchsten Blüte. . . . Wie kein Andrer verstand er die Dummheit der Menschen zu benutzen, indem er ihnen weis machte, daß ihnen ihre Religion genommen werden solle.

Knopps Streben in seiner Windthorstbiographie geht dahin, die gesamte Thätigkeit Windthorsts, seine Art, sein Wesen unter

*) Otto Bähr, Gesammelte Aufsätze, zwei Bände. Leipzig, F. W. Grunow, 1895. Der zweite Band enthält meistenteils Aufsätze politischen, sozialen und wirtschaftlichen Inhalts; der erste Band solche von mehr rein juristischem Interesse. Diese Aufsätze, aus den Grenzboten, den Preußischen Jahrbüchern, der Kölnischen Zeitung, der Hessischen Morgenzeitung u. s. w. gesammelt, sind eine Fundgrube reicher politischer Belehrung.

dem Bilde einer festen, in sich geschlossenen klaren Persönlichkeit zu zeichnen, die keine Risse, keine klaffenden Widersprüche aufweist; Alles an ihr ist einheitlich, wie der ganze Katholizismus von Anfang an bis jetzt als ein geschlossener, einheitlicher Bau ohne Risse, ohne Spuren gewaltsamer Revolutionen dastehen soll. Alles, was uns Protestanten an einem geschichtlichen Charakter und an einer geschichtlich entstandnen Institution interessant ist, ihr Werden, ihre Auseinandersetzung mit Persönlichkeiten oder Ideen, die befruchtend und bekämpfend einwirken, die scheinbaren Inkonsequenzen, die aus der Jugend und dem Alter eines Helden, aus den Zeitverhältnissen und ihrer Veränderung klar werden, muß von einem katholischen Biographen weggedeutet werden und von vornherein im Leben und Denken seines Helden Alles feststehn.

Es gehört zum moralischen Elend des deutschen Volkes, daß seine Nationalhelden immer nur einem Teil des Volkes vertraut sind. Luther wird als solcher von der Mehrzahl des deutschen Volkes anerkannt; nur einem verschwindend kleinen Teile des katholischen Volkes, Kreisen, die aus dem geistigen Leben eines Ignaz Döllinger ihre Nahrung empfangen, gelingt es hie und da, zu einer unbefangnen Anerkennung Luthers sich zu erheben. Wenn nun auch Windthorst mit dem Glorienschein eines nationalen Heros geschmückt werden soll, deshalb, weil ein paar Würdenträger des Reichs am Sarge des Entschlafnen modernes Paradechristentum zur Schau getragen haben, deshalb, weil der Reichsanzeiger, der ja seiner Natur nach sehr oft eine Ablagerungsstätte geistlosen, öden Offiziösentums sein muß, sich zu einer laudatio Windthorsts verpflichtet hielt, so kann man einem Protestanten ja leicht entgegenhalten, daß ihm das Organ für das Verständnis eines solchen Mannes fehle. Nun verlangen wir aber von einer solchen Persönlichkeit wie Windthorst weiter nichts, als daß wir an ihre aufrichtige Religiosität glauben können. Wenn sein Biograph die bekannte Selbstverspottung Windthorsts, daß er nach seiner Gürzenichrede im engern Kreise bekannte: „da habe ich mich mit Gottes Hilfe wacker durchgelogen," damit rechtfertigen will, daß im hannoverschen Dialekt „sich durchlügen" seinen spezifischen, moralisch verwerflichen Sinn verloren habe, so ist eine solche Erklärung schon keine Kunstleistung sophistischer Dialektik mehr, sondern etwas unter Umständen viel Schlimmeres. Für das echt Religiöse am Katholizismus fehlt einem Protestanten das Verständnis nicht. In der vorliegenden Biographie wird aber noch nicht einmal der Versuch gemacht, den religiösen Kern des Unfehlbarkeitsdogmas, der doch wie die altprotestantische Inspirationslehre eine höchste und letzte Antwort auf die Frage des religiösen Gemüts nach den letzten Quellen der Wahrheit und Gewißheit sein will, darzulegen; statt dessen begnügt sie sich mit einer juristischen Definition Windthorsts (Seite 148), die auf die religiöse Seite dieses Dogmas gar keinen Bezug nimmt. Auch wenn wir Protestanten nun auf die religiösen Züge im Charakterbilde Windthorsts verzichten wollten, würden wir immer noch bereit sein, die Größe katholischer Heroen unsers Volkes anzuerkennen. Gott Lob finden sich bei keinem protestantischen Schriftsteller der Gegenwart solche Urteile, die ein Gegenstück wären zu dem, was von ultramontaner Seite über Luther und Calvin geschmäht wird. Für uns ist das Bedürfnis nach Wahrheit, d. h. im vorliegenden Falle der Nachweis, daß Windthorsts Wirksamkeit etwa dazu beigetragen habe, durch staatsmännischen Scharfsinn die Größe des Vaterlands und die Versöhnung deutscher Stammesunterschiede herbeizuführen, der einzige Maßstab zur Beurteilung dieses Mannes. Statt dessen aber ist Windthorst der böse Genius gewesen, der an der Wiege des Deutschen Reiches mißgünstig dafür gesorgt hat, daß der alte Streit zwischen Kaisertum und Papsttum, an dem Deutschland sich schon einmal verblutet hat, wie ein Pfahl ins Fleisch gesenkt und damit verewigt wurde. Das ist Windthorsts geschichtliches Verdienst. Das Romanentum dieses Mannes in seiner religiösen Gleichgiltigkeit, in der charakterlosen, eleganten Glätte seiner Sophistik und Dialektik bleibt darum dem Verständnisse germanischer Art völlig verschlossen. Windthorsts Leben mag ein interessanter Stoff für die katholische Traktatlitteratur sein, aber ihn in einer Reihe mit Männern wie Heinrich v. Stephan, Alfred

Krupp, Nansen, Nietzsche und den Brüdern Grimm zu nennen, wie es in vorliegender Biographienreihe von „Männern der Zeit" geschieht, gegen einen solchen Versuch und gegen eine solche Einschätzung Protest einzulegen, ist Recht und Pflicht jedes Protestanten. In der geschichtlichen Wissenschaft ist kein Bedürfnis vorhanden nach Oberflächlichkeit und Unwahrheit. Wenn die Hochflut der Versöhnung, die uns die herrliche Zeit einer ultramontanen Präsidentschaft im Reichstage des deuschen Volkes gebracht hat, einmal verrauscht ist, wird man in der Geschichte die ephemeren Größen vom Schlage eines Windthorst vergessen haben, aber einsam werden als die idealen Größen einer gewaltigen Zeit über alle Pygmäen hinausragen die beiden Namen Bismarck und Falk. Ob das neue kommende Jahrhundert uns oder unsern Nachkommen noch einmal einen Kulturkampf bringen wird, den wir, um deutsches Geistesleben aus dem schnöden Stumpfsinn protzenhaften Mammonssinnes aufzuwecken, nötig haben wie das liebe Brot, das ist der Vorsehung Gottes vorbehalten zu entscheiden. Aber sollte er kommen, dann ist es gut, jederzeit sich die prophetischen Worte Bismarcks vor Augen und im Herzen zu halten:

Eine Versuchung zur Erneuerung des Streites in Deutschland wird für die Kurie stets in der Entzündlichkeit der Polen, in der Herrschsucht des dortigen Adels und in dem durch die Priester genährten Aberglauben der untern Volksschichten liegen. Ich habe im Kissinger Lande deutsche und schulgebildete Bauern gefunden, die fest daran glaubten, daß der am Sterbebette im sündigen Fleisch stehende Priester den Sterbenden durch Verweigerung oder Gewährung der Absolution direkt in die Hölle oder den Himmel schicken könne, man ihn also auch politisch zum Freunde haben müsse. In Polen wird es mindestens ebenso sein oder schlimmer, weil dem ungebildeten Manne eingeredet ist, daß deutsch und lutherisch ebenso wie polnisch und katholisch identische Begriffe seien. Ein ewiger Friede mit der römischen Kurie liegt nach den gegebnen Lebensbedingungen ebenso außerhalb der Möglichkeit, wie ein solcher zwischen Frankreich und dessen Nachbarn. Wenn das menschliche Leben überhaupt aus einer Reihe von Kämpfen besteht, so trifft das vor Allem bei den gegenseitigen Beziehungen unabhängiger, politischer Mächte zu, für deren Regelung ein berufenes und vollzugsfähiges Gericht nicht vorhanden ist. Die römische Kurie aber ist eine unabhängige, politische Macht, zu deren unabänderlichen Eigenschaften derselbe Trieb zum Umsichgreifen gehört, der unserm französischen Nachbar innewohnt. Für den Protestantismus bleibt ihr das durch kein Konkordat zu beruhigende aggressive Streben des Proselytismus und der Herrschsucht; sie duldet keine Götter neben ihr. (Gedanken und Erinnerungen, Bd. 2, S. 136.)

Heinrich Reuß

Ein Volksbuch über Palästina

Unter den im vergangnen Jahre erschienenen Schriften über Palästina werden zwei dauernden Wert behaupten: Sodens Reisebriefe und Naumanns Asia. Beide sind deshalb in der Christlichen Welt auch entsprechend gewürdigt worden. Erst beide zusammen gelesen geben wohl ein annähernd zutreffendes Bild von Palästina. Die Reisebriefe sind deutlich der geistige Ausdruck des Theologen, Asia die Meinungsäußerung des Politikers, der allerdings ehemals Theologe war. Jene wollen, ohne in erbauliche Redereien zu verfallen, aus der Gegenwart Palästinas seine Vergangenheit, besonders die Zeit Jesu dem Leser lebendig machen; diese hat hauptsächlich Gegenwart und Zukunft des Landes im Auge, und die Vergangenheit taucht mehr von ferne auf. Die Reisebriefe schildern wirklich das „heilige" Land, die Geburtsstätte des Judentums und des Christentums, die Heimat des Muhammedanismus, das Land der Religion schlechthin; Asia thut das wohl auch, aber wichtiger ist ihr doch das Palästina als türkische Provinz, als Kolonisationsterrain, als ein Fetzen Macht, als künftiges Stück des „größern Deutschland." Dort steht in jeder Beziehung die Religion, hier die Politik, dort die Heilsgeschichte, hier die Weltgeschichte unsrer Tage im Mittelpunkte des Interesses. Während Soden religiös bereichert von der Reise zurückkehrt, so Naumann religiös stark resignirt; die Bereicherung liegt für ihn in erster Linie auf dem Gebiete politischer Erkenntnisse. Dazu kommt, daß Soden das Land im Schmucke des grünen Frühlings, Naumann es in der ausgebrannten Dürre des Sommers schildert. So ist es wohl in jedem Betrachte zutreffend zu sagen, daß nur beide Schilderungen zusammengenommen, durch

einander ergänzt und korrigirt, ein etwa zutreffendes Bild Palästinas geben.

Dennoch verlangen die beiden sich so ergänzenden Bücher zusammen selbst wieder nach einer Ergänzung. Sie sind deutlich nur an die Adresse hochgebildeter Leser mit feinem Geschmack gerichtet. Ihr Inhalt würde erst ganz zur Geltung kommen, wenn er auch popularisirt und mit allen den religionsgeschichtlichen und sonstigen Vorkenntnissen erweitert würde, die in den zwei Schriften einfach vorausgesetzt werden.

Dies ist nun in diesen Wochen geschehen. Soden selbst hat die Ergänzung gegeben in einem hübsch eingebundnen Heft der „Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens," unter dem Titel: Palästina und seine Geschichte.*) Das Heft ist die Nachschrift von sechs Vorträgen, die Soden im Rahmen der Berliner Hochschulkurse gehalten hat. Aus dieser Entstehungsart ist sofort auch der Charakter des Heftes zu erkennen. Getreu den für diese Kurse vereinbarten Grundsätzen ist aller politische wie theologisch-kirchliche Parteistandpunkt vermieden, der sowohl die Reisebriefe als namentlich die Asia beherrschte. Dafür ist überall eine Art bedingter Objektivität inne gehalten, die gleichwohl der Wärme und Anschaulichkeit kaum irgendwelchen Abbruch thut. Nicht der Theologe Soden redet hier mehr, und nicht vor Gleichgesinnten, sondern der Gelehrte, der die Aufgabe hat, einen Stoff seiner Wissenschaft, den er beherrscht, vor einem sehr gemischten, sehr verschieden gebildeten Publikum, darunter einer großen Zahl religiöser Gegner und religiös Indifferenter, thatsachenmäßig und doch lebensvoll vorzutragen. Er thut dies, ohne eigentlich etwas Andres an Wissen vorauszusetzen als die oberflächliche Kenntnis der Bibel, die gegenwärtig üblich ist. Er thut es in schöner, fesselnder Sprache. Und obwohl er Alles auf nicht viel mehr als hundert Seiten zusammendrängt, gelingt es ihm dennoch, in markanten Strichen, die wohl alles Wesentliche aufzeichnen, eine Gesamtgeschichte Palästinas und der Völker, die es nacheinander bewohnten, zu geben, wobei die Resultate der modernen alt- und neutestamentlichen, assyrischen, ägyptischen, aramäischen Forschungen offenbar sorgfältig benutzt sind. Sie stellt sich gänzlich als natürliche Geschichte dar und ist dennoch — notwendigerweise — vorwiegend eine Geschichte der palästinensischen Religionen.

Soden geht dabei überall von der Geographie des Landes aus. Das klingt nach nicht viel, enthält aber in der Weise, wie er es thut, thatsächlich viel. Soden verfährt darin ganz nach dem eben jetzt sich durchsetzenden ethnographischen Prinzip Friedrich Ratzels, das die Grundlage der gegenwärtig erscheinenden Helmoltschen Weltgeschichte bildet und diese nicht nur zu neuen Geschichtsgruppirungen, sondern auch neuen Geschichtserkenntnissen führt. Auch für Soden ist die Lage des Landes, die Beschaffenheit seines Bodens, seine geographische und ethnographische Nachbarschaft entscheidend zunächst für die materiellen Lebensbedingungen seiner jeweiligen Bewohner, dadurch aber, da sie wieder die sozialen Zusammenhänge eines Volkes bestimmen, indirekt auch für die Gesamtheit des geistigen, sittlichen und religiösen Lebens, das wiederum aus diesem resultirt und diese krönt. Damit aber wendet Soden die materialistische Geschichtsauffassung in dem Umfange, in dem sie wohl jetzt als berechtigt anerkannt ist, zum erstenmal auf die Geschichte der Religionen an, die in Palästina ihre Heimat haben, und die eben hauptsächlich die Geschichte Palästinas bilden. Dabei kommt die Religion selber wahrlich nicht schlecht weg, jedenfalls nicht schlechter als in andern Palästina- und namentlich in biblischen Geschichten. Im Gegenteil tritt die Einzigartigkeit, Unvergleichlichkeit und Größe der Religion im Zusammenhange dieses ihres natürlich-geschichtlichen Werdens nur um so ergreifender hervor. Und jedenfalls erreicht sie so, auf dem Hintergrunde der Natur des Landes, bei dem Gegner aller Religion noch am ehesten die objektive Anerkennung ihrer eigenartigen Werte, und bei dem religiös Gleichgiltigen die Neigung, sich wieder mit ihr zu beschäftigen und zu erfüllen. So ist das Sodensche Büchlein nicht nur eine in großen Zügen wirklich orientirende Geschichte und Geographie Palästinas, sondern auch eine in dieser Weise noch wenig geübte, aber nichtsdestoweniger durchschlagende Apologie der Religion und besonders der christlichen Religion — in beiden Beziehungen in der That ein so glücklich gefaßtes Volksbuch, daß es bei geeigneter Verbreitung noch tiefe Wirkungen erzielen kann. Ich bitte darum Alle, denen diese Anzeige des Buchs vor Augen kommt, es selbst zu prüfen. Und damit sie Lust dazu bekommen, sollen noch einige Zeilen hergesetzt werden. Solche Auszüge wirken begreiflicherweise stärker als eine günstige Rezension, die gerade deshalb, weil sie vorwiegend anerkennend lautet, oft Verdacht und Ablehnung weckt.

Das eine Zitat giebt eine Schilderung Jesu wieder und lautet:

So sah es im Lande Palästina aus, als es . . . zur Heimat, zur Stätte des Wirkens und Sterbens Jesu wurde. Seine Persönlichkeit erklärt sich niemals ohne Rest aus den geschichtlichen Voraussetzungen, unter denen sie sich entfaltet hat. Sie ist ein schöpferisches Gotteswunder. Aber ihre Entfaltung war kaum irgendwo anders denkbar als da, wo sie erfolgte. Ja, zu dieser Entfaltung mußte so ziemlich Alles, was die Welt bisher an geistigem Gute gezeitigt hatte, irgendwie beitragen. Der Grund, aus dem Jesus das Meiste sog, wie fast jedes seiner Worte durch die Anklänge bezeugt, ist die Geisteswelt der Propheten; die Frömmigkeit, die seine Gestalt durchglüht, ist die schlichte Herzensfrömmigkeit der Psalmisten. Wenn wir mit ihm Gott seinen Vater nennen, dürfen wir das Alte Testament bezeichnen als den Mutterboden seiner Persönlichkeit.

Aber er atmete noch eine andre Luft; er stand in einem weitern Horizonte. Ihm eignete auch etwas Nichtsemitisches, wenn es nicht zu scharf gepreßt wird, kann man sagen, etwas Hellenisches, oder, was wir ja damit meinen, jenes Weite, Freie, rein und allgemein Menschliche, das wir im Unterschied vom Orientalisch-semitischen im Hellenentum verkörpert sehn. Auch sein Sohnesbewußtsein hat dies wunderbar Freie. . . . Aber auch der Geist der Römerzeit ist ihm nicht fremd. Vor ihm liegt die ganze Welt als sein Gebiet. Der Zaun zwischen den Völkern verschwindet. Ihnen allen ohne Unterschied gehört dieselbe Zukunft, und alle müssen sie zuletzt zu einem Ganzen, einem weltumfassenden Reich vereinigt werden. Wenigstens wird man sagen dürfen, daß solche Gedanken erst auf Verständnis rechnen, in seiner Umgebung erst denkbar werden konnten, als sie in ihrer Weise die Römer verwirklicht hatten.

Freilich sein Geist bildet zugleich den vollendeten Gegensatz gegen den der Römer wie der Griechen. In seinem Weltreich sollte nicht ein, ob auch zum Gott erhobner, Mensch, ein Kaiser, sondern Gott selbst herrschen. Nicht mit Waffengewalt sollte es gegründet werden, sondern durch die die Geister zwingende und einende Macht der Wahrheit. Dort war Alles Zwang, hier Freiheit, dort Form, hier Leben, dort Gesetz, hier Geist. Die Römer waren die nüchternsten Realisten, die nur mit irdischen Wirklichkeiten rechneten; er rechnete mit unwägbaren, unsichtbaren Kräften. Dort war Alles eignes Werk, hier Gottes Werk. Sie glaubten nur an die Macht, ihm war der Glaube selbst die Macht. . . .

Aehnlich stand Jesus zu den Griechen. Bei ihnen galt der schöne Geist Alles, bei ihm das reine Herz. Bei ihnen war der Mensch das Maß aller Dinge, bei ihm Gott. Sie lebten für die schöne bunte Welt, für das Heute, er für die hehre stille Welt, das Ewige. Sie waren Virtuosen im schönen Genuß des Lebens, ihm war das Leben ein heiliger Opferdienst. Sie nahmen Alles aus ihrem Geistesreichtum, bis sie bankrott waren, er sog seine ganze Kraft aus der Urtiefe alles Seins, aus dem lebendigen Gott.

Das andre Zitat ist eine meines Erachtens geistreiche und zutreffende Antwort auf die Frage, die Naumann in seiner Asia stellt, ohne sie beantworten zu können: wie es möglich wurde, daß Palästina, die Stätte der jüdischen und christlichen Religion, die Heimat Jesu, dem Islam verfiel und muhammedanisch degenerirte. Soden erklärt:

Es war nicht das Christentum, das hier besiegt worden ist; das war längst hinübergegangen zu andern Völkern. Eben hatten es die jungen germanischen Völker gewonnen. Sondern es sind diese alten Völker, die endlich ihrem Alter erlagen, denen nicht einmal das Christentum auf die Dauer ein wirklich neues Leben zu geben vermochte. Was hier zusammenbrach, das war auch nicht das Christentum Christi, sondern ein wundersames Gemengsel von christlichen, jüdischen, griechischen, syrischen und römischen Ideen und Idealen. Ein solches Mosaik konnte einem starken Hammerschlag nicht stand halten. Zudem war dieses orientalische Christentum statt eine Lebenshaltung eine Lehrmeinung geworden. Dabei hatte es sich in spitzfindigem, ebenso echt griechischem als schlecht christlichem Gezänk über Lehrfeststellungen, die dem Verstande unfaßbar waren und dem Herzen nichts boten, in aufs heftigste sich befehdende Parteien gespalten. Daran ist es zu Grunde gegangen. Die verschiednen Parteien, die Jakobiten in Aegypten, die Nestorianer in Syrien, die Monophysiten in Palästina, ersehnten sich

*) Palästina und seine Geschichte. Sechs volkstümliche Vorträge von Professor D. H. von Soden. Mit zwei Karten und einem Plane von Jerusalem. Leipzig, B. G. Teubner, 1899. 112 S. 90 Pfge.

alle die Befreiung von dem geistigen Banne der kaiserlichen Orthodoxie in Byzanz. Der Patriarch von Jerusalem war es selbst, der Omar die Thore geöffnet hat. Sie dachten unter den Muhammedanern wenigstens nach ihrer Façon selig werden zu dürfen.

Freilich, sie hatten sich verrechnet. Das einfache Christenvolk des Orients war längst von den Sätzen und Formeln seiner Theologen nicht mehr satt geworden. Was ihm der Islam bot, wie einfach und verständlich war das dagegen! Er forderte keinen Tiefsinn, keine Haarspaltereien, keine mönchische Unnatur. Er bot dabei das Bild der Einheit, statt der Zerrissenheit. Und die wenigen elementaren Gedanken, die er predigte, stimmten überein mit den Grundvoraussetzungen des Christentums, sobald diesem seine religiöse Eigenart, das Kindesverhältnis zu Gott und der Erweis dieses Glaubens in der Liebe und der Ueberwindung der Welt genommen war. Ein Gott, ihn anbeten, ihm blind vertrauen, die Welt verachten, auf ein Jenseits hoffen — wie einfach und kernig gegenüber all dem feinen Vielerlei, was der Grieche aus dem Christentum herausgesponnen hatte. Statt all der dünnen in die Finger schneidenden Seidenfäden erhielten sie nun einen kräftigen Stab in die Hand. Und gern griffen sie darnach. So wurde das Morgenland muhammedanisch.

Es ist möglich, daß Manches in dem Büchlein nicht bis ins letzte Tüpfelchen den unbedingten Beifall einzelner Spezialgelehrten findet. Darauf kommt es aber in diesem Falle gar nicht an. Sondern auf den Eindruck, den das Heft auf die der Religion entfremdeten Menschen aus dem Volke zu machen Aussicht hat. Und in Bezug darauf darf man sich der besten Hoffnungen versehn, die in der gegenwärtigen Zeit zu hegen dem Besonnenen schon erlaubt sind. Göhre

Stimmen der Väter

Kant

Unlängst hat Gustav Krüger in dieser Rubrik Hamanns sich liebevoll angenommen. Da regte sich in dem Unterzeichneten der Wunsch, auch dem andern Geistesriesen aus der Pregelstadt in diesen Blättern ein ehrendes Denkmal zu setzen. Zwar gilt Immanuel Kant (geboren am 22. April 1724 in Königsberg, gestorben daselbst am 12. Februar 1804) den Meisten nur als der „Allzermalmer," wie Schopenhauer ihn genannt hat, und mancher Leser der Christlichen Welt dürfte daher vielleicht geneigt sein, dieser neuen „Stimme" aus dem Väterkreise sein Ohr zu verschließen. Nun gestehen wir zwar gern zu, daß Kant sich mitunter in verletzender Weise über das Gebet und die gottesdienstlichen Funktionen der Kirche geäußert hat, und daß er in seiner rationalistisch-moralisirenden Art der Bibelbetrachtung diesem einzigartigen Buche vielfach nicht gerecht zu werden vermochte. Dennoch hoffen wir durch die von uns getroffne Auswahl aus den Werken des großen Philosophen die eherne Gestalt des großen Denkers in ein milderes und versöhnenderes Licht zu rücken und auch ihm einen Platz im Vätersaale zu sichern. Wir entnehmen, sofern dies nicht ausdrücklich anders erwähnt wird, unsre Zitate der Rosenkranz-Schubertschen Ausgabe der Kantischen Schriften. Constantin von Kügelgen

Man sage dem Pietismus nach, was man will: genug, die Leute, denen er ein Ernst war, zeichneten sich auf eine ehrwürdige Weise aus. Sie besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, jene Heiterkeit, jenen innern Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde. Keine Not, keine Verfolgung setzte sie in Mißmut, keine Streitigkeit war vermögend, sie zum Zorn und zur Feindschaft zu reizen. Mit einem Worte: auch der bloße Beobachter wurde unwillkürlich zur Achtung hingerissen. Noch entsinne ich mich, wie einst zwischen dem Riemer- und Sattlergewerke Streitigkeiten über ihre gegenseitigen Gerechtsame ausbrachen, unter denen auch mein Vater wesentlich litt. Aber dessen ungeachtet wurde, selbst bei der häuslichen Unterhaltung, dieser Zwist mit solcher Schonung und Liebe in Betreff der Gegner von meinen Eltern behandelt und mit einem solchen Vertrauen auf die Vorsehung, daß der Gedanke daran, obwohl ich damals ein Knabe war, mich niemals verlassen hat. Band 11 (2), S. 16 f.

Vielleicht giebt es keine erhabenere Stelle im Gesetzbuch der Juden als das Gebot: „Du sollst dir kein Bildnis machen, noch irgend ein Gleichnis; weder dessen, was im Himmel, noch auf Erden, noch unter der Erde ist" (2. Mos. 20, 4). Dieses

Gebot allein kann den Enthusiasmus erklären, den das jüdische Volk in seiner gesitteten Epoche für seine Religion fühlte, wenn es sich mit andern Völkern verglich. 6, S. 134 f.

Zwei Tage nach seinem achtzigsten Geburtstage (24. April 1803) schrieb Kant in sein Erinnerungsbüchlein: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenns hoch kommt, achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen (Psalm 90, 10)." 11 (2), S. 171.

Die Natur lehrt uns, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden (Psalm 90, 12), daß wir nämlich uns über eine Gunst des Glückes nicht wie Kinder erfreuen, noch über Ungunst wie Kinder betrüben sollen.

Reflexionen Kants zur kritischen Philosophie. Herausgegeben von Benno Erdmann. Band 1, erste Abteilung S. 153.

Daß Jemand nicht bloß ein gesetzlich, sondern ein moralisch guter (Gott wohlgefälliger) Mensch werde, der, wenn er Etwas als Pflicht erkennt, keiner andern Triebfeder weiter bedarf, als dieser Vorstellung der Pflicht selbst: das kann nicht durch allmähliche Reform (solange die Grundlage der Maximen unlauter bleibt), sondern muß durch eine Revolution in der Gesinnung im Menschen (einen Uebergang zur Maxime der Heiligkeit derselben) bewirkt werden. So kann er denn ein neuer Mensch nur durch eine Art von Wiedergeburt, gleich als durch eine neue Schöpfung (Joh. 3, 5 vergl. mit 1. Mos. 1, 2) und eine Aenderung des Herzens werden. 10, S. 44.

Das Reich Gottes auf Erden: das ist die letzte Bestimmung des Menschen, sein Wunsch „Dein Reich komme." Christus hat es herbeigebracht. Er stürzte die Schriftgelehrsamkeit, welche nichts als Satzungen hervorbringt, und errichtete den Tempel Gottes und den Thron der Tugend im Herzen. Aber man hat ihn nicht verstanden und das Reich Gottes der Priester errichtet, nicht „das Reich Gottes in uns" (Luk. 17, 22). Im ganzen Weltall aber sind tausend Jahre ein Tag! (Psalm 90, 4.) Wir müssen geduldig an diesem Unternehmen arbeiten und warten!

Reflexionen, herausgegeben von Erdmann 1 (1), S. 202.

Sollte es mit dem Christentum einmal dahin kommen, daß es aufhörte, liebenswürdig zu sein (welches sich wohl zutragen könnte, wenn es statt seines sanften Geistes mit gebieterischer Autorität bewaffnet würde), so müßte, weil in moralischen Dingen keine Neutralität stattfindet, eine Abneigung und Widersetzlichkeit gegen dasselbe die herrschende Denkart des Menschen werden. Und der Antichrist, der ohnehin für den Vorläufer des jüngsten Tages gehalten wird (1. Joh. 2, 18. 4, 8), würde sein (vermutlich auf Furcht und Eigennutz gegründetes) ob zwar kurzes Regiment anfangen (Offenb. 20, 7—8). Alsdann aber würde, weil das Christentum, allgemeine Weltreligion zu sein zwar bestimmt, aber es zu werden vom Schicksal nicht begünstigt wäre, das (verkehrte) Ende aller Dinge in moralischer Hinsicht eintreten. 7 (1), S. 427.

An einem seiner schwersten Leidenstage äußerte der sterbende Kant: Wenn diese Nacht der Todesengel käme und mich abriefe, so würde ich meine Hände aufheben und sagen: Gelobt sei Gott. Auch zitirte er in einer schlaflosen Nacht den bekannten Gesangbuchvers: Soll diese Nacht die letzte sein in diesem Jammerthal, so führ mich, Herr, zum Himmel ein, zu der Erwählten Zahl. („Nun sich der Tag geendet hat," Vers 8.)

Vgl. Hasse, Letzte Aeußerungen Kants. Von einem seiner Tischgenossen. Königsberg, 1804.

Verschiedenes

Die griechischen Kultusaltertümer. Von P. Stengel. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. München, Beck, 1898. Gebunden 6,50 Mk.

Je mehr sich die Kenntnis der Urgeschichte des Christentums entfaltet, um so deutlicher wird es, mit wie vielen Wurzeln und Fasern

seine äußerliche Gestaltung in die frühesten Zeiten des antiken Geisteslebens hinabreicht, zumal da die Altertumswissenschaft sich in den letzten Jahren mit besonderm Eifer und Erfolge dem religiösen Leben der Griechen und Römer zugewandt hat. Erwin Rhodes, Useners, Dittenbergers, vor allem Ulrich von Willamowitz' Arbeiten und die reiche inschriftliche Ausbeute der jüngsten Vergangenheit haben bewirkt, daß die zweite Auflage von Stengels Kultusaltertümern fast auf jeder Seite Zusätze und Umänderungen erhalten hat, die von der Sorgsamkeit und Umsicht des Verfassers zeugen und zuweilen das Bild wesentlich verändern. Noch klarer als früher erkennt man die ungemeine Fülle und Mannigfaltigkeit in der Auffassung und Verehrung der Götter bei den Griechen, die jeder verstandesmäßigen Sichtung und Sonderung zu spotten scheinen; man wird eingeführt in die eigentlichen Tiefen des religiösen Lebens der Masse, in die Gebiete der Mantik, der Orakel und sonstigen Gottesoffenbarungen, der Reinigungen und Sühnungen. Neu sind die Bemerkungen über Beschwörungen und Zauberei, über die Auffassung vom Meineide, in dem die Griechen wohl gar keine sittliche Verfehlung sahen; über den Kultus der Heroen, die jetzt als die seligen Geister der Abgeschiednen, besonders der Ahnen, erkannt sind, wobei Useners „Götternamen" hätten herangezogen werden können; über die Orphiker, denen Erwin Rhode doch wohl eine zu große Bedeutung beigelegt hat; Einiges über die eleusinischen Mysterien, deren Zeremonien in mancher Hinsicht mit der Zelebrirung einer katholischen Messe verglichen werden. Mit welchem Aufwand zuweilen die Kultusstätten errichtet waren, ergiebt sich aus den Abmessungen des Parthenon, das 70 Meter lang, 31 Meter breit und 4 Meter hoch war, oder des Artemisaltars in Ephesos, dessen Grundfläche anderthalbmal so groß war wie der Kölner Dom; nicht minder aus den Einkünften gewisser Kultusbeamten, über die neuerdings gefundne Inschriften genaue Angaben machen.

Im Anfang des Abschnittes von den Kultusstätten vermißt man Eingehenderes über den Baumkultus, von dem noch Plinius schön sagt: „Die Bäume waren die ältesten Tempel der Natur; es giebt noch ländliche Orte, die jenen ursprünglichen Kultus sich bewahrt und ihren schönsten Baum der Gottheit geweiht haben. Bildnisse der Götter, auch wenn sie von Gold glänzen oder Elfenbein sie schmückt, können die Menschen nicht zu höherer Andacht stimmen als heilige Haine und die Stille, die in ihnen herrscht." — Wie es gekommen ist, daß man diese natürlichen Stätten der Gottesverehrung vielfach aufgegeben und den Göttern in Tempeln eine künstliche, eng umschlossene Behausung angewiesen hat, das ist freilich eine schwierige Frage und auch von Stengel nicht besprochen worden, wie er überhaupt darauf verzichtet, eine innere Entwicklung zu geben. Hoffentlich wird in der parallelen Arbeit über die griechische Mythologie und Religionsgeschichte, von der die zweite Hälfte demnächst erscheinen soll, Gruppe eine Entwicklungsgeschichte des religiösen Lebens bei den Griechen bieten, wofür in Useners Götternamen wichtige Gesichtspunkte gegeben sind.*)

C Bünger

Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral. Von Dr. Karl Biedermann. Breslau, 1899. 135 S.

Diesem kleinen Buche ist die größte Verbreitung zu wünschen. Niemand wird ihm anmerken, daß sein Verfasser im siebenundachtzigsten Lebensjahre steht; aber Jedermann, daß die „goldnen Früchte," die es dem Leser auf „silberner Schale" bietet, am Baume eigner Lebenserfahrung gereift sind, und das ist ein Vorzug, den ich bei Schriften dieser Art hoch anzuschlagen finde. So treffend hat Jemand gesagt: „Die Theologen (und Philosophen) sind oft wie Bibliothekare und Apotheker. Die Bücher, die Mittel, die sie ausgeben, gebrauchen und genießen sie selbst nicht; oft glauben sie auch nicht daran." Ein Schopenhauer hatte sogar die Stirn, es für unnötig zu erklären, „daß der Moralist die von ihm empfohlene Tugend selbst übe." (Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie, Seite 118.) Anders Karl Biedermann. Er kann mit den laxen Grundsätzen der „Individualisten," wie er sie nennt, mit gutem Gewissen ins Gericht gehen, und thuts, indem er sie zu allen Zeiten, von den Sophisten an bis auf Nietzsche, für die teilweise Zerrüttung des öffentlichen Lebens im allgemeinen und des Familienlebens insbesondre verantwortlich macht. Dies scharf und schonungslos in dem ersten Abschnitt seines Buches: „Moralität oder Individualität." Wohlthuend berührt dabei der Glaube des Mannes (der, wie er im Vorwort bekennt, nie Pessimist gewesen ist) an die bessere Zukunft unsers Volkes, von ihm auf die Thatsache gegründet, „daß die öffentliche Meinung dem unsittlichen Treiben," wie es im vorigen Jahrhundert in Ehebrüchen und sonstigen Familienskandalen sich ungescheut als berechtigt ausgab, Schranken setzte. „Was etwa auch noch heutzutage in der gleichen Richtung geschieht, sucht wenigstens ein verschämtes Geheimnis. Ein Privilegium der Immoralität wird weder mehr dem Range noch dem Reichtum zugestanden. Auch nicht »der Aristokratie des Geistes« oder dem »Genie«, obgleich bisweilen ein solches beansprucht wird." (S. 17.) Belebt wird diese wie auch die nächstfolgende Untersuchung: „Genuß oder Thätigkeit?" durch bezügliche Aussprüche von Männern, zu denen wir als zu bedeutenden aufzusehn gewohnt sind, aus der alten Welt: von Aristoteles, Plato, aus der neuen: von Kant, Fichte, Schiller, Bismarck, Moltke, Carlyle, Hilty u. a. Am Inhalt der zweiten und dritten Betrachtung wären vielleicht einzelne Ausstellungen zu machen; doch verzichte ich darauf an dieser Stelle, nicht nur weil näher darauf einzugehen zu weit führen würde, sondern auch weil meine Bedenken mehr theoretischer als praktischer Natur sind. Eine

*) Ueber Useners „Götternamen" berichten wir demnächst eingehender. D H

ganz vorzügliche Leistung aber ist Biedermanns Beantwortung der vierten Frage: „Willensfreiheit oder Determinismus," indem er für jene mit Gründen eintritt, denen kein denkender Mensch widersprechen kann, ohne dabei zu übersehen, daß die volle Freiheit ein Gut ist, das Keinem von selbst zufällt, das vielmehr erkämpft werden muß, das durch den Gebrauch erhöht werden und durch Mißbrauch bis auf einen dürftigen Rest auch verloren gehen kann. Den Lesern der Christlichen Welt sei das überaus zeitgemäße Buch aufs wärmste empfohlen

G Dreydorff

Les Idées morales du temps présent. Par Edouard Rod Paris, Perrin, 1891. 318 S. 3,50 Frs.

Die Bedeutung Rods, seine Eigentümlichkeit und, daß ich so sage, seine Mission erhellen erst aus seinem Zusammenhang mit dem Neoidealismus der neuesten französischen Litteratur und der ethischen Richtung der französischen Philosophie. Da uns diese Betrachtungsweise aber über den Werdegang Rods Nichts verraten würde, mögen darüber einige Bemerkungen einstweilen vergönnt sein. Am Genfersee geboren und aufgewachsen begann Rod seine Studien in Lausanne an der damaligen Akademie (jetzt Universität) als Schüler Secrétans. Dann kam über ihn die Sehnsucht nach der Fremde, das Verlangen, dem Brennpunkt der Kultur nahe zu sein, der er sprachlich angehörte. Es ist das die normale Entwicklung so manches intelligenten Schweizers, die seltsamerweise einen fast immer ähnlichen Verlauf nimmt: auf das gänzliche Aufgehen im Neuen, den Verlust des Selbst folgt die Rückkehr zum Ausgangspunkt, nicht ohne Bereicherung und Vertiefung des innern Lebens. So verlor auch Rod, den heute noch so mächtigen kalvinistischen und pietistischen Traditionen seiner Heimat zum Trotz, in dem Strudel von Paris sein Bestes. Die ersten Romane aus jener Zeit sind vergessen oder nie bekannt geworden. Erst in Le sens de la vie, La course à la mort, Vouloir et pouvoir brach sich das junge Talent Bahn. Schon jetzt begann in ihm die Reaktion. Langsam arbeitete sich der Dichter mit seinem Helden aus der ethischen Relativismus und dem trostlosen Agnostizismus heraus zu der ernsten sittlichen Lebensauffassung des Altruismus. Das erste Dokument dieses Sieges ist das obengenannte Buch, eine Sammlung kritischer Aufsätze über Renan, Schopenhauer, Zola, Bourget, Lemaître, Schérer, A. Dumas, Brunetière, Tolstoi, Vogüé. Es sind außer diesen noch zwei Bände kritischer Schriften, von der Studie über Goethe abgesehen, erschienen, die aber untereinander nicht von einer so einheitlichen ethischen Tendenz getragen werden, wie die Idées morales. Auf guter Einzelkenntnis beruhend und von gerechtem Verstehenwollen zeugend, geben diese Studien ein durchaus zuverlässiges, wenn auch nicht vollständiges und untadelhaftes Bild der ethischen Richtungen des modernen Frankreich von einem Standpunkt und mit einer Tendenz, die an das hier mehrmals genannte Buch von Frommel erinnert.*) Es ist das um so schätzenswerter, als gerade die französische Litterarkritik, vielleicht die interessanteste der Weltlitteratur, in ihrem offenkundigen und versteckten Subjektivismus den Fremden eher irreführt als unterrichtet.

Rod ist seitdem ein berühmter Mann geworden. Seine Genfer Professur gab er bald auf, um sich ganz in Paris niederzulassen. Seit mehreren Jahren hat er bei den Deux Mondes Zutritt, zählt sich zu den Kandidaten für die Akademie und gehört jedenfalls zu den gelesensten Schriftstellern Frankreichs. Seine Romane sind nach wie vor ethisch orientirt, und ihre Tendenz ist oft geradezu christlich. Die Feinheit seiner Beobachtung, die Kühnheit seiner Probleme und das Psychologische seiner Charakteristik sind freilich ganz modern. Der Schauplatz seiner Werke ist meistens sein Vaterland, ein Walliser Gebirgsdorf, ein Waadtländer Landstädtchen. Man fühlt es ihm ab, hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft, hier ist auch für das Pariser Publikum seine Originalität. Die letzte Konsequenz seiner Anschauungen wäre freilich der Verzicht auf allen litterarischen Ehrgeiz und alle Schweifwedelei um die Tagesgrößen, die Rückkehr in die Heimat. Verschwindend Wenige hatten bisher dazu den Mut, obwohl die bessere Erkenntnis bei Vielen vorhanden ist; die Zauberkraft der Hauptstadt, die der Provinz alle geistige Kraft ausgesogen hat, ist noch zu mächtig. Immerhin hofft man es von Rod; wie lange werden wir noch warten müssen?

Platzhoff

Hefte der Freien Kirchlich-sozialen Konferenz. Die Verhandlungen der Stöckerschen Freien Kirchlich-sozialen Konferenz auf ihrer vierten Hauptversammlung am 11. und 12. April in Berlin liegen in 6 Heften vor, die, je zu 50 Pfennigen, im Verlage der Buchhandlung der Berliner Stadtmission erschienen sind. Nämlich Heft 1: Nathusius und Stöcker, Die Frauenfrage. 50 S. Mit Diskussion. Heft 2: Mahling, Ist das Ziel, welches Wichern der Volkskirche steckte, erreicht? 40 S. Auch dies Heft, wie die folgenden sämtlich, berichtet mit über die Diskussion. Heft 3: Bochterle und Krieg, Die Bedeutung der Gemeinschaftspflege für die Erbauung des Einzelnen und der Gemeinde. 58 S. Heft 4: Werner, Die Geschichte und der gegenwärtige Stand der Frauenbewegung. 31 S. Heft 5: Nathusius, Bibel und Frauenbewegung, und Burckhardt, Die soziafe Bedeutung der weiblichen Liebesthätigkeit. 41 S. Heft 6: Schultze, Ueber Frauenbildung, und Stöcker, Ueber Frauenarbeit. Wir berichteten von der Konferenz in Nr. 17 und 19. R

Die Verhandlungen des zehnten Evangelisch-sozialen Kongresses sind, nach den stenographischen Protokollen, als ein Band von 138 Seiten soeben in Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht er-

*) Gaston Frommel: Esquisses contemporaines. Lausanne, 1891. Payot (Imer). 286 S. 3,50 Frs. Vgl. Christliche Welt 1892 Nr. 11, 14 ff., 1893 Nr. 6 ff.

schienen. Preis 2 Mark. Die Wiedergabe der Diskussion ist sehr vollständig. Ein Redner, Rolffs, ist sowohl im Inhaltsverzeichnis wie S. 124 Rohlf getauft worden, das brauchte nicht vorzukommen. Recht wertlose Zwischenrufe sind treulich mit registrirt, auch Heiterkeiten gern als stürmisch charakterisirt; darauf werden Viele mit uns wenig Wert legen. Jedenfalls haben wir eine treffliche Wiedergabe der Verhandlungen vor uns, die allen Dank verdient. Gerade bei der theoretisch-prinzipiellen Art dieses Kongresses, der mehr Gedankenarbeit leistet als Thaten thut, ist das gedruckte Protokoll ein guter Ersatz für die persönliche Teilnahme und eine unentbehrliche Stärkung der Erinnerung. Kaftans Vortrag ist noch gesondert ausgegeben: Das Verhältnis der lutherischen Kirche zur sozialen Frage. 23 S. 60 Pfge. Der Vortrag von Fräulein Dr. Käthe Windscheid über Frauenstudium ist, weil in einer Spezialkonferenz gehalten, nicht mit in das Protokoll aufgenommen. Sein Abdruck beginnt sicher in nächster Nummer dieses Blattes. R

Flugschriften zur Los von Rom-Bewegung

1. Die evangelische Bewegung unter dem Klerus Frankreichs in der Gegenwart, von Julius Orth. Leipzig, Braun, 1899. Flugschriften des Evangelischen Bundes 162. 20 S. 20 Pfg. — 2. Die evangelische Bewegung in Oesterreich, von Fr. Meyer, Superintendent in Zwickau. Flugschriften u. s. w. 163. 20 S. 20 Pfg. — 3. Los von Rom! Von Otto Pfleiderer. Flugschriften u. s. w. 165. 13 S. 20 Pfg. — 4. Los von Rom! Hin zum Evangelium! Von H. J. Scheuffler, Pfarrer zu Lawalde. Löbau, Walde, 1899. 40 Pfg. — 5. Die antirömische Bewegung und die evangelische Kirche in Oesterreich. Eine Abwehr römischer Angriffe. Im Einverständnis mit mehreren Amtsbrüdern von einem evangelischen Pfarrer. Cilli, Adler, 1899. 40 Pfg. — 6. Anti-Deckert. Offner Brief an Herrn Pfarrer Dr. Deckert, Verfasser der Flugschrift „Luthers Selbstmord, eine historisch erwiesene Thatsache," von Julius Ergenzinger, evangelischem Pfarrer i. P. Wien, Stähelin und Lauenstein, 1899. 26 S. 50 Pfg. — 7. Was wir der Reformation zu verdanken haben. Von Paul v. Zimmermann. Vierte Auflage. Heilbronn, Salzer, 1899. 50 Pfg. Vgl. 1893, 46.

Die evangelische Bewegung in Frankreich, mit der sich die erste Flugschrift beschäftigt, ist eine theologisch-religiöse, ausgegangen von einer großen Reihe von Priestern, die aus gallikanischer Grundtendenz heraus durch Bekanntschaft mit protestantischer, insbesondre historischer Theologie zu dem Bekenntnis gelangten: „Ein einziger Mittler zwischen Gott und dem Menschen — Jesus Christus." Die sittliche Unbescholtenheit der in der Bewegung Stehenden erscheint vorwurfsfrei, selbst wenn es der gegnerischen Presse gelingen sollte, eine Persönlichkeit zu entdecken, welche die gegenwärtige Bewegung benutzen möchte, um einen andern Anschluß zu erreichen. Das Schriftchen von Orth, Inspektor in Augsburg, giebt einen guten Ueberblick und eine besonnene Beurteilung. Nur wird von jedem Kenner französischer Verhältnisse immer wieder die große Antipathie vermerkt, die gegen die Protestanten in der Gesellschaft herrscht, und die auch dieser Bewegung großen Schaden bringen wird. Unser deutscher Antisemitismus ist in Frankreich Antiprotestantismus.

Die übrigen Schriften (Nr. 2—7) beschäftigen sich mit Oesterreich. Nr. 2—4 sind reichsdeutsche Stimmen über Oesterreich; Nr. 5 und 6 zeigen, daß dieselben Waffen der konfessionellen Polemik, die wir seit Jahren in Deutschland kennen, auch drüben geschwungen werden; Nr. 7 ist ein in Oesterreich bekanntes Uebertrittsbüchlein; der Verfasser legt es seit zehn Jahren seinem Uebertritts- und Konfirmandenunterrichte zu Grunde, in den letzten Monaten ist es der Konfiskation verfallen und wird darum von Konvertiten erst recht gekauft und gelesen.

Die reichsdeutschen Urteile zur Los von Rom-Bewegung gehen von berufnen Männern aus. Was Superintendent Meyer, Professor Pfleiderer und der langjährige liebevolle Erforscher der alten österreichischen protestantischen Gelehrten- und Predigerpersonalien, Pfarrer Scheuffler, sagen, sollte in Deutschland und Oesterreich beachtet werden. Zweierlei haben diese Schriften zu konstatiren: Die ursprüngliche politische Tendenz tritt zurück, weil sie sich im allgemeinen als fruchtlos erwiesen hat, und aus den beabsichtigten Massenübertritten sind gruppenweise sich vollziehende Uebertritte geworden, die um so nachhaltiger wirken, je geräuschloser sie sich vollziehen. Daneben wird der richtige Nachweis geführt, daß der Romanismus der eigentliche Feind der Deutschen ist. Diese Nachweise, mögen sie hier oder da auch nicht ganz zwingend erbracht sein, sind das eigentliche Material, das die Bewegung zu ihrer äußern Rechtfertigung nötig hat. Die schwache Seite der Schriften — und das bezieht sich auf Nr. 5 — liegt aber in der Beantwortung der Frage, was eigentlich zu thun sei. Reichsdeutsche Geistliche kommen nach Oesterreich nicht mehr hinein; das reichsdeutsche Geld für die schon bestehenden, erweiterten oder neu gegründeten Gemeinden wird auch vielleicht einmal an der Grenze abgewiesen werden. Es giebt aber andre Mittel. Es muß ein Oesterreicher sich an die Arbeit machen und seinen Volksgenossen an der Hand klarer Nachweisungen zeigen, wie Rom und der Nuntius in Wien thatsächlich die eigentlichen Feinde des deutsch-österreichischen Volkes sind. Der Deutsch-österreicher fühlt noch nicht klar, woher der widrige Wind weht; Leitartikel von Zeitungen überzeugen nicht, wenn sie auch das Richtige andeuten. Es muß ferner ein aus klarer Ueberzeugung Uebergetretner sich hören lassen und seinen engern Volksgenossen Zeugnis ablegen. Und wenn Schriften konfiszirt, Versammlungen aufgelöst, Redner bestraft werden, so muß nach Analogie des Gambettaschen Wortes möglichst wenig gesprochen, aber von Mann zu Mann desto mehr gehandelt werden. Soweit der Oesterreicher das vermag, ist er reif, von Rom loszukommen. Die politischen Führer haben wohl instinktiv das Richtige erkannt, aber ihnen fehlt doch in dieser Frage jede tiefere Durchbildung, um die Gefahr nachzuweisen. Vielleicht giebts nur eine Möglichkeit: es muß dem deutschen Volke in Oesterreich noch viel schlimmer ergehen, bis ihm die Augen geöffnet werden. Darum bleiben auch alle trefflichen Flugschriften nur flüchtige Aeußerungen Einzelner, die den Fernstehenden über die Frage orientiren, aber in der Sache nicht nachhaltig wirken können.

Es sei aber bei dieser Gelegenheit zur Ergänzung der vorliegenden Schriften noch auf einige Hindernisse hingewiesen. Zunächst kann nicht eindringlich genug vor dem in Oesterreich verbreiteten Denunziantentum gewarnt werden. In jeder österreichischen Bewegung sitzen einige Leute, die nur bezahlte Konfidenten der Regierung sind. Ferner rächt sich heute ein großer Fehler in der Gesetzgebung. Man hat in der liberalen Zeit keine rechte Religionsfreiheit gegeben, sondern den Kreis der erlaubten Religionsgemeinschaften nur um ein Geringes erweitert. So ist es heute nicht möglich, evangelisch zu werden, ohne sich der staatlichen evangelischen Kirchengesellschaft in Oesterreich anzuschließen. Endlich ist mit einem Zuge der Zeit zu rechnen: die Regimenter wollen heutzutage keine religiös-kirchlichen Bewegungen haben, weil ihnen das neue Arbeit und Unruhe bringt. Darin sind sie allesamt miteinander einig. In Oesterreich ists dem Volke seit Jahrzehnten gepredigt: „Nur daß wir nicht noch konfessionelle Streitigkeiten bekommen." Mit dieser Anschauung muß als mit einer Realität gerechnet werden, will man nicht Elemente gegen sich erwecken, die an sich dem Protestantismus gar nicht feind sind. Die deutschen Freunde wollen in ihren schriftlichen und mündlichen Ratschlägen daher immer zu einer ruhigen, besonnenen, darum aber umso nachhaltigern Thätigkeit mahnen, die österreichischen Protestanten aber in ihren Flugschriften nicht den ganzen Apparat der anderswo üblichen Polemik loslassen, sondern eindringlich von Mann zu Mann wieder wirken. Denn der Deutsch-Oesterreicher ist nicht ein gesunder Mensch, sondern ein fieberhaft kranker, der sehr umsichtig behandelt sein will.

Mit diesen Bemerkungen wollen alle Freunde der Protestanten in Oesterreich die Flugschriften in die Hand nehmen. Gr

Zu unserm Inserat, das Blatt „Los von Rom" betreffend, in Nr. 25. Mehrere kirchliche Zeitungen fahren fort, das Angebot eines der Los von Rom-Bewegung dienenden Wiener Blattes, das nunmehr unter dem veränderten Titel „Volksruf" erscheinen soll, im Anzeigenteil zu bringen, und weisen auch im redaktionellen Teil darauf hin. Wir haben das Inserat trotz erneutem Auftrag nicht wiederholt, weil wir uns nicht überzeugen konnten, daß es sich um ein reelles Unternehmen handelt. Sobald unsre Bedenken beseitigt sind, werden wir unsre Unterstützung nicht versagen. R

Quittung folgt in nächster Nummer.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Aufruf für Kiautschou!

Kiautschou! Das war vor einem Jahre die Losung durch Deutschland hin. Die deutsche Erwerbung im fernen Ostasien hatte die Blicke aller Vaterlandsfreunde dorthin gerichtet. Aber auch die Herzen der Christen wurden bewegt von dem Gedanken, den heidnischen Chinesen dort die Segnungen des Christentums zu bringen. Die römische Kirche durfte gleich mit großen Mitteln auftreten und sehenswerte Bauten in der neuen Siedlung ausführen. Aber auch die evangelische Kirche und Mission waren sofort willig, hier ihr Gotteswerk zu beginnen.

Die Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden (Berlin NO 43, Georgenkirchstr. 70) hat die drei Missionare Kunze, Voskamp und Lutschewitz, erstern sofort, die beiden andern seit Weihnachten 1898 in Tsintau, unsrer entstehenden und aufblühenden Hafenstadt, stationirt. Die Missionare haben sogleich die Arbeit begonnen, die deutsch-chinesische Regierungsschule übernommen, die von 50 jungen Chinesen eifrig besucht wird, haben auch der deutschen Zivil- und Militärgemeinde bis zur Anstellung eines eignen Geistlichen sich in Predigt und Seelsorge bereitwilligst angenommen.

Die Missionare wohnen bis jetzt in gemieteten Räumen chinesischer Häuser und halten Gottesdienst und Schule in gänzlich ungenügenden Räumen. Der Bau eines gesunden Hauses, das den klimatischen Anforderungen besonders in der fieberreichen Regenzeit entspricht und in der gesunden Jahreszeit gleichzeitig auch vorübergehend den Missionaren aus dem Innern Chinas an der Seeküste Stärkung und Erholung gewähren kann, sowie der Bau einer Kapelle und Schule sind ein unaufschiebbares Bedürfnis. Ein Bauplatz ist seitens der deutschen Regierung in Tsintau angewiesen. Die dort herrschenden Verhältnisse und vielen großen Bauten der Regierung und Privatmänner bringen es mit sich, daß die Preise für Material wie Arbeitskraft hier viel höher stehen, als im Innern des Landes, und ebenso auch, daß die Missionare selbst die Bauten nicht ausführen können, da sie der Bauverwaltung des Platzes gegenüber nach allen Regeln der Kunst ausgeführt werden müssen; daher beträgt die Kostensumme nach dem Anschlag für alle erforderlichen Gebäude nebst Zubehör 52000 chinesische Dollars = 104000 Mark.

Nun hat aber die Berliner Missionsgesellschaft infolge ungewöhnlich hoher Ausgaben auf dem Missionsgebiet von Südafrika, wo durch Rinderpest, Heuschreckenplage und Dürre große Hungersnot zwei Jahre lang geherrscht hat, die laufende Jahreseinnahme um 101000 Mark für 1898 überschreiten müssen. Die nicht mehr abzuweisende Erweiterung des Missionshauses belastet die Gesellschaft mit einer Ausgabe von 300000 Mark, welche die Freunde des Hauses und der Gesellschaft im Laufe der nächsten Jahre zu tilgen die Pflicht haben.

Für die in Tsintau aufzuführenden Bauten wenden wir uns daher an alle evangelisch und patriotisch gesinnten Mitchristen in ganz Deutschland und bitten um Gaben entweder an die oben angegebne Gesellschaftsadresse oder an die Redaktion dieses Blattes.

Gottes Segen aber geleite das Werk unsrer opferwilligen Gesellschaft und ihrer Sendboten im fernen Ostasien zum Aufblühen der jungen Kolonie und zum Wohle unsers Vaterlandes!

Die Vorstände für die Provinzial-Hilfsverbände der Berliner Missionsgesellschaft

Versammlungskalender

7.—11. August Studentenkonferenz zur Vertiefung des christlichen Lebens in Eisenach.

16.—19. September Deutscher Kongreß des Bundes vom Weißen Kreuz in Bielefeld.

18.—22. September Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Gesamtvereins in Braunschweig.

19. 20. September Jahresversammlung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins in Meiningen.

26.—28. September Protestantentag in Hamburg.

27. 28. September Hauptversammlung des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke in Stettin.

2.—5. Oktober Kongreß für Innere Mission in Straßburg. Programm siehe in Nr. 27.

9.—12. Oktober Jahresversammlung des Evangelischen Bundes in Nürnberg.

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Mittwoch, 16. August, nachm. 3, Münchner Hofbräu, Hasselbachstr. 1. Monatsversammlung: Der erhöhte Christus.

Eisenach. Freitag, den 6. Oktober, nachmittags 5 Uhr, im Gewerbehause (nahe dem Theater): Konsistorialrat Abt D. Hermann Schultz aus Göttingen über „das Bekenntnis in der evangelischen Kirche." Sonnabend, den 7. Oktober, vormittags 9 Uhr, ebenda: Pfarrer Bonus aus Großmuckrow über „die Germanisirung des Christentums." Am Mittag des 6. und Nachmittag des 7. Zusammentreffen auf der Wartburg.

Palmer, Kappus & Cie., Jerusalem.

Orientreisen.

Herbstreisen nach Griechenland, Palästina, Aegypten etc.

Abfahrten am 15. August u. 21. Septbr. Reisedauer 36 resp. 42 Tage.

Gesamtpreise 1100—1550 Mark je nach Umfang der Reise.

Wien — Budapest — Sofia — Konstantinopel — Athen — Beirut — Baalbek — Damaskus — Haifa — Nazareth — Tiberias — Jaffa — Jerusalem — Jordan — Alexandrien — Kairo — Triest.

Im Anschluss hieran: **hochinteressante Landreise in Palästina, Nilreise bis zum ersten Katarakt,** Kairo — Luxor — Assuan.

Teilanschlüsse gestattet.

Nähere Auskunft durch Herrn **Pfarrer Battenberg** in **Frankfurt a. M.,** Jahnstrasse, **Dr. Benzinger, Friedenau,** Beckerstrasse 11, sowie durch die Generalvertretung **Adolph Klett, Stuttgart,** Eberhardsstrasse 11.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.

EMMER

Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10jähr. Gar. Harmoniums 95 Mark an.

Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.

Fabrik W. Emmer, Berlin, Seydelstrasse 20.

☞ Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

Gebr. Stoffregen, Hannover im evangelischen Vereinshause empfehlen alle Arten **Paramente u. Kirchengeräte Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien,** ferner: **Talare, Baretts und Bäffchen**

Ill. Kataloge. Billigste Preise. Reelle Bedienung.

Honig garantiert chemisch rein, empfehle in 10-Pfd.-Posteimern **franko** gegen M. 5,75 Nachnahme oder Voreinsendung.

Zahllose Empfehlungen!

H. Gieseking, Bremen 405-D.W.

Töchterpensionat u. Haushaltungsschule

I. Ranges

Villa Mont-Choisi-Neuchâtel (Franz. Schweiz).

Programm: Erlernung der französischen Sprache; Einführung in den Haushalt und in die bürgerliche und feinere Küche. — Komfortabel eingerichtetes Haus, umgeben von grossem, schattigem Garten. Prachtvolle Lage am See mit Aussicht auf die Alpen. Pensionspreis 1300 bis 1400 frs. per Jahr, je nach Zimmer. — Prospektus und Referenzen stehen zu Diensten. Diesen Herbst werden einige Plätze frei.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Die Gleichnisreden Jesu

von

D. Adolf Jülicher,

Professor der Theologie in Marburg.

Gross 8.

I. Teil. **Die Gleichnisreden Jesu im Allgemeinen.**
Zweite, neubearbeitete Auflage.
1899. M. 7.20. Geb. M. 9.70.

II. Teil. **Auslegung der Gleichnisreden der drei ersten Evangelien.**
1899. M. 12.80. Geb. M. 15.30.

Die messianischen Weissagungen

des

israelitisch-jüdischen Volkes bis zu den Targumim

historisch-kritisch untersucht und erläutert

von

Dr. phil. **Eugen Hühn,**

Pfarrer in Heilingen bei Orlamünde.

Mit einem Vorworte von Professor D. **Paul W. Schmiedel** in Zürich.

I. Teil. **Die messianischen Weissagungen des israelitisch-jüdischen Volkes.**
Gross 8. **1899.** M. 3.60.

II. Teil. **Die alttestamentlichen Citate und Reminiszenzen im Neuen Testament.**
Unter der Presse.

Ferien!

Stud. theol., früherer katholischer Priester, sucht **Ferienaufenthalt** etwa Mitte August bis Mitte Oktober **in evangelischem Pfarrhause** in bergiger Gegend gegen mäßige Entschädigung.

Anerbietungen an Rat **Stade** in **Halle a. S.,** Domplatz.

Hauslehrer

Zum 1. Oktober suche ich einen Kandidaten der Theologie als Hauslehrer für meinen 10 Jahre alten Sohn.

Anerbieten unter Angabe der Bedingungen und unter Beifügung einer kurzen Darstellung des bisherigen Lebensganges sowie möglichst des Abiturientenzeugnisses erbeten.

Landrat Schneider, Bleckede, Reg.-Bez. Lüneburg.

Predigergesuch.

Die durch den Tod des bisherigen Geistlichen vakant gewordene Pfarrstelle an der ersten deutschen evangel. protestantischen Gemeinde in Antwerpen ist baldigst neu zu besetzen. Anfragen bezw. Bewerbungen sind an den **Kirchenvorstand,** Lange Winkelstraat 5 in **Antwerpen,** zu richten.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 400.— an. von ℳ 80.—an.

Amerik. Cottage-Orgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Gr. illust. Katalog gratis-franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph in **Giessen 162.**

NEU!

Es ist noch wenig bekannt, dass ein Jeder auf einer **Mundharmonika ohne Notenkenntnisse** die schönsten Lieder, Tänze etc. künstlerisch zum Vortrag bringen kann. **In einer Stunde erlernbar** ohne Lehrer. Eine **hochelegante Concert-Mundharmonika** mit klangvollen Glocken-Metallstimmen in eleganten Etuis verpackt, nebst **Schule zum Selbstunterricht** kostet bei vorheriger Einsendung in Briefmarken nur

1 Mk. 75 Pf.

franco. Nachnahme 35 Pf. teurer.

Man adressire an:

Norddeutsches Musik-Versandhaus

Rostock, Otto-Strasse 19.

NEU!

Bei angemessener freier Behandlung

Alkohol-Entziehungskur

Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.

Prospect frei.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Carl Marquart in Leipzig